



Migration &
Sicherheit
in der Stadt

Studienheft

Christiane Howe

Von Migration geprägte Quartiere

Entstehungsbedingungen, Spannungsverhältnisse und Sicherheit

SIFO.de

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Inhaltsverzeichnis

<i>Abstract</i>	2
<i>1. Quartiersgeschichten</i>	3
1.1 Migrationsgeschichte(n)	5
1.2 Generations- und Bildungskonflikte.....	7
<i>2. Segregation</i>	12
2.1 Parallelgesellschaften	14
2.2 Ruf der Quartiere – Zum Begriff Ghetto.....	16
<i>3. Integration</i>	20
<i>4. Effekte und Zuschreibungen</i>	24
<i>5. Ausblick</i>	28
<i>Literaturverzeichnis</i>	31

Abstract

Das Quartier, der lokale Raum ist und wird sowohl materiell als auch sozial gestaltet. Um der Vielfalt in den von Migration geprägten Quartieren auf die Spur zu kommen, gilt es nachzuvollziehen, was hier sozial-räumlich entstanden ist und vor sich geht: „Wie ticken diese?“ Wie wird hier das ‚doing things together‘ vollzogen, wie zeigen sich erkenn-/sichtbare und beschriebene sozial-räumliche Problemlagen? Und inwiefern hat dies etwas mit Sicherheit zu tun? Wenn ja, was? Um dies nachvollziehen zu können, erscheinen die besonderen Entstehungsbedingungen und daraus resultierenden Spannungsverhältnisse relevant.

Lebenschancen und -bedingungen hängen nicht zuletzt davon ab, welche Rahmenbedingungen Individuen und Quartieren zur Verfügung stehen. Die nachfolgenden Darlegungen der Prozesse von Migration, ihren Folgen und ihren quartiersspezifischen Ausprägungen dienen einerseits dem besseren Verständnis für die komplexen Situationen, andererseits können mit ihrer Hilfe auch Potenziale aufgezeigt werden, die ein ganzheitlicher Quartiersansatz mit sich brächte. Grundlage sind die im Zuge der empirischen Forschung des Projekts „Migration und Sicherheit in der Stadt (*migsst*)“ gewonnen Erkenntnisse. In diesem Projekt *migsst* ging es um eine Analyse allgemeiner sowie sicherheitsrelevanter Bedarfe und Bedürfnisse in jeweils acht von Migration geprägten Quartieren, die u.a. auch empirisch erhoben, ausgewertet, zusammengeführt und auch kontrastiert wurden. Dies erfolgte in zwei Erhebungsphasen zum einen über Expert*innen Interviews und zum anderen mit immer wiederkehrenden, tageweisen Quartiersaufenthalten mit teilnehmender Beobachtung und Gesprächen vor Ort, Teilnahmen an Festen, Veranstaltungen und der Begleitung einer Fahndungseinheit¹, letzteres konnte Pandemie bedingt leider nur in der ersten Erhebungsphase stattfinden. Hinzu kamen Sekundärdaten- und Dokumentenanalysen. Ziel war es, vielfältige Perspektiven möglichst unterschiedlicher Menschen, die im und am Quartier beteiligt sind, einzufangen und auszuloten, vor allem

¹ Grundlage, sowohl für Quartierserkundungen als auch Gespräche und sogenannte Expert*inneninterviews bildeten ausgearbeitete, themenzentrierte Blöcke mit offenen Eingangsfragen (siehe auch der Leitfaden im Working Paper Nr. 2 Methoden auf der Website: www.migsst.de). Das Vorgehen ist in Anlehnung an das problemzentrierte Interview von Witzel (2000) erfolgt, das sich eher an einer Gesprächs- als strikten Interviewform orientiert, um über kognitive Wissensabfragen hinaus jeweils eigene Erzählungen der Befragten zu ermöglichen und auch Raum für ihre Eigenlogiken, Relevanzsetzungen und Konzepte zu geben. Leitfaden und Vorgehen stellten auch die Grundlage der Auswertungen dar und wurden zu ihrer Strukturierung genutzt, d.h. das Material wurde zwar entlang der Themenblöcke sortiert, aber auch Neuem Platz gelassen – also auch hier einem induktiv-deduktiven Wechselverhältnis gefolgt. Diese Vorgehensweise ermöglicht es, unterschiedliche Perspektiven verschiedener Akteur*innen aufzunehmen und zusammen zu bringen. Die Daten zunehmend miteinander zu verschränken, ließ dichte Beschreibungen der Quartiere entstehen.

die der Anwohner*innen und zivilgesellschaftlichen Initiativen/Organisationen, aber auch der Polizei und der Sozial-, Jugend- und Ordnungsverwaltungen.²

Im Nachfolgenden wird unter Hinzuziehung der empirischen Projekterkenntnisse die Prozesse und ihre Ausformungen von Migrationen über Segregation bis hin zu Zuschreibungsprozessen und der Umgang damit näher dargelegt und erläutert.

1. Quartiersgeschichten

Die unterschiedlichen und seit den 1950er Jahren von Migration geprägten Quartiere, auf die sich im Nachfolgenden bezogen wird, können als kleinerer Gebiete, die das direkte Lebensumfeld umfassen, als Viertel oder auch Nachbarschaft beschrieben werden. Sie sind durch größere Straßen, Bahndämme und Grünflächen begrenzt. Manche sind einheitlicher bebaut, andere (städte-)baulich heterogener, z.B. mit gründerzeitlichem, inzwischen meist renoviertem Altbau, 1920er Jahre typischen Arbeitersiedlungen und eingestreuten Neubeständen aus der Nachkriegszeit sowie aus den 1970er und 1980er Jahren, ausgestattet. Manche sind mit öffentlichen Verkehrsmitteln umständlich zu erreichen, andere liegen näher am Zentrum, haben mehr Infrastruktur und sind besser angebunden, alle sind mehr oder weniger stark von der sogenannten Gentrifizierung bedroht. Teile mancher Viertel haben im Laufe der letzten Dekaden eine starke Aufwertung erfahren, andere Wohnungsbestände unterliegen teilweise (noch) dem sozialen Wohnungsbau. Manche weisen (zentrale) Plätze auf, wo Sitzplatzgelegenheiten vorhanden sind, die eine Aufenthaltsqualität bieten, bei anderen findet sich dies weniger. Im kleineren und größeren Stil bildet sich meist die Infrastruktur entsprechend der Stadtteilbewohner*innen und -besucher*innen mit ihren vielfältigen sozialen und kulturellen Herkunftskontexten ab. So finden sich Cafés, Schnellimbisse, Restaurants und Bistros aus verschiedenen Weltgegenden sowie vielfältige Einkaufsmöglichkeiten für den alltäglichen Bedarf und Gewerbe die tagsüber durchaus von Menschen betrieben werden, die dort nicht wohnen.

Der Zuzug in die besagten Quartiere erfolgte vor allem durch die Anwerbung der sogenannten Gastarbeiter*innen hauptsächlich aus der Türkei ab den 1950er Jahren und den Fluchtbewegungen in den 1970er Jahren aus Palästina, Libanon und teilweise aus Syrien. In Bezug auf die Herkunftsländer stellt die Türkei den höchsten Anteil, gefolgt von arabischen Staaten, insbesondere Palästina und Libanon sowie Polen und die Herkunftsgebiete der ehemaligen Sowjetunion und ehemaligen Jugoslawien und seiner Nachfolgestaaten. Laut der Statistik eines Amtes in der Stadt D ist davon auszugehen,

² So fanden Interviews mit Vertreter*innen der Stadt (u.a. Jugend-/Sozialamt, Integration, Prävention, Quartierskoordinator*innen/-management), der Polizei (u.a. Leitung, Kontakt-/Bürger*innen, Prävention), Sozialarbeiter*innen und Erzieher*innen (u.a. Kinder-/Jugend, Nachbarschaft), einem Imam und Anwohnenden statt.

*„dass es sich bei der Gruppe der Einwohner*innen mit Migrationshintergrund um keine homogene Gruppe handelt, sondern Unterschiede bezüglich der Dauer des Aufenthalts, des Herkunftslandes, der ethnischen Zugehörigkeit, des Geschlechts, der Lebensläufe und vor allem ihrer sozialen Lage vorliegen.“ (2017)*

In den Quartieren weisen etwa zwei Drittel der Kinder und Jugendlichen unter 18 Jahren eine familiäre Migrationsbiographie auf, haben aber keine eigene Migrationserfahrung, meist sind ihre Großeltern eingewandert, teilweise ihre Eltern und sie selbst in Deutschland, häufig in den untersuchten Städten und Quartieren, geboren und aufgewachsen. Insofern wäre es durchaus überlegenswert, hier von einem „Migrationserbe“ (Özdemir 2020) zu sprechen, da dies die Geschichte der Migration in Deutschland mit in den Fokus rückt, dem sie sowohl rechtlich als auch diskursiv von außen und „im Innen“ unterliegen. Der Begriff „Migrationserbe“ mache laut Özdemir (2018) auch deutlich, „dass selbst die neuen Einwanderer einen Raum voller vorbelasteter Debatten und Etikettierungen betreten und somit ihre gesellschaftliche Positionierung von den Narrativen seit der Arbeitsmigration der 1950er bis in die aktuellen Fluchtdebatten geprägt wird.“ (Özdemir 2018: 1). Ihre Zugehörigkeit zu Deutschland würde letztlich durch die Kennzeichnung „Migrationshintergrund“ doch wieder mit einem Fragezeichen versehen, ja in Klammern gesetzt, da sich „im Hintergrund scheinbar etwas Anderes“ verbirgt (ebd.). Die in Deutschland auf(ge)wachsen(d)e Generationen mit einer, auch zugeschriebenen, familiären Migrationsbiographie rechnen sich zum einen der hiesigen allgemeinen Bevölkerung zu und sind zugleich mit allgemeinen Problemzuschreibungen konfrontiert, mit denen sie umgehen müssen: die sie entweder/sowohl ablehnen, gegen die sich verwehren und von denen sie sich abgrenzen oder/als auch offensiv und aktiv selbst mit hervorbringen.

Die meisten Menschen in den Quartieren leben bereits länger dort, manche bereits in der zweiten Generation, viele sind gemeinsam zur Schule zur gegangen. So können sie sich lose zuordnen, zu Häusern, Wohnungen, Familien, auch die jeweiligen Kinder. Selbst wenn zwischen Familien mit unterschiedlicher Migrationsbiographie kein direkter Austausch stattfindet, kennt man sich, zumindest vom Sehen her. Die im Quartier gelebte Vielfalt, so eine Überlegung, resultiert aus einem urbanen Verständnis von Zusammenleben, aus der Logik einer Stadtgesellschaft, nicht aber aus einer nationalstaatlichen oder aus einem bürgerlichen Ordnungsmodell, indem versucht wird, eine Sprache, eine Religion, eine Kultur etc. anzulegen. Auch wenn die Verständigung bei den Menschen mit unterschiedlicher Herkunft übergreifend die deutsche Sprache ist. Zudem erfahren Neu-Zugewanderte hier vielfach Unterstützungen. So stellen diese Quartiere Anker dar und ermöglichen ein Ankommen.

Die Quartiere bringen vielfältige Herausforderungen mit sich, so sind wichtigste Themenfelder für die zukünftige Stadtentwicklung hier vor allem die Schaffung bezahlbaren

Wohnens, aber auch von angemessener Infrastruktur, Freiraum und Grün sowie die Siedlungs-, Baustruktur und Flächennutzung.

1.1 Migrationsgeschichte(n)

Durch die sehr unterschiedlichen Gründe (z. B. Arbeitssuche oder Verfolgung/Flucht) und Wege der Migration unterscheiden sich auch die aufenthaltsrechtlichen Bestimmungen (von sogenannten Gastarbeiter*innen mit allgemeiner oder eingeschränkter Arbeitserlaubnis, über Geflüchtete, Geduldete, Staatenlose ohne jegliche Arbeitserlaubnis³) und damit die jeweiligen Orientierungen, Interessen und Anknüpfungspunkte an die Aufnahmegesellschaft. Manche Menschen waren traumatisiert, manche besaßen nur ein Papier mit der Ausstellung „Geduldet“, mit dem sie weder arbeiten noch studieren durften. Damit waren sie in diesen Quartieren, teilweise noch nach zwanzig Jahren Aufenthalt in Deutschland, vom Erwerbsverbot betroffen. „Also es hat sich ein Milieu gebildet, die Menschen mussten überleben, die mussten doch ein Dasein einrichten in irgendeiner Form“ (DaE1⁴).

Die sogenannten Gastarbeiter*innen⁵ machten ab den 1950er Jahren den Großteil der Zuwander*innen in Deutschland aus. Sie sollten und wollten eine Arbeit in Deutschland aufnehmen, um in möglichst kurzer Zeit finanziell erfolgreich zu sein, um sich damit einen besseren ökonomischen und sozialen Status im Heimatland zu erarbeiten. Sie hofften auf eine baldige Rückkehr ins Heimatland, was auch den damaligen staatlichen Konzeptionen, insbesondere dem Anwerbeabkommen, entsprach. So hatten sie selbst weder vor, sich auf Dauer im neuen Lebensumfeld einzurichten noch sich im Gastland zu integrieren (Siu 2002, S. 111ff.) oder gar zu bleiben. Geplant war, möglichst schnell nach getaner Arbeit zur Familie zurückkehren. So pfleg(t)en sie ihre Beziehungen zum Heimatland (Siu 2002:123) und beteiligten sich nicht weiter am Gemeinschaftsleben des jeweiligen Aufenthaltslandes. Dort wurden sie ebenfalls meist nur im Zusammenhang mit der Arbeit, z.B. als Kolleg*innen auf Zeit, wahrgenommen. Auf dieser Grundlage ver-

³ Anwerbeabkommen wurden seitens der BRD Regierung beschlossen, um den Arbeitskräftemangel in der expandierenden Nachkriegswirtschaft zu beheben: mit Italien 1955, mit Spanien und Griechenland 1960, mit der Türkei 1961, mit Marokko 1963, mit Portugal 1964, mit Tunesien 1965 und mit Jugoslawien 1967 (Kizilay 2020, darin: Lingl 2017: 38). Diese sahen „keine dauerhafte Anwesenheit der angeworbenen Arbeiter*innen vor. Aus diesem Grunde wurden sie als «Gastarbeiter*innen» bezeichnet.“ (u. a. Kizilay 2020, darin: IG Metall 2019; Goeke 2011)

⁴ Zur Wahrung der Anonymität unserer Untersuchungsstädte und -quartiere erhalten diese systematische Kürzel. Großbuchstaben beschreiben die jeweilige Stadt, während die kleinen Buchstaben a und b die jeweiligen zwei Quartiere benennen. F verweist darauf, dass es sich um ein Feldprotokoll handelt. Bei Interviews weisen die Großbuchstaben nach der Quartierszuordnung auf die Organisationszugehörigkeiten der Interviewten hin, gefolgt von einer laufenden Nummerierung.

⁵ Ich beziehe mich hier im Weiteren auf P.C.P. Siu, der den Gastarbeiter als sozialen Typus des Fremden anhand des chinesischen Wäschereiarbeiters in den USA systematisch bereits 1953 bestimmt und beschrieben hat. Sein Aufsatz ist in dem Buch von P.-U. Merz-Benz und G. Wagner 2002 erneut zu finden.

kehr(t)en sie folgerichtig in ihrer Freizeit vor allem mit Personen aus dem eigenen Umfeld (Siu 2002, S. 117), da sie mit ihnen Interessen, Erfahrungen, Sprache und ähnliche Ziele teilten. An die Arbeit als ein bloßes Mittel zum Zweck wurden keine größeren Ansprüche gestellt, Freude daran zu finden war nicht wichtig. So mussten sie zahlreiche persönliche Bedürfnisse hintanstellen und zugleich neue Erfahrungen verarbeiten und mit neuen Herausforderungen umgehen.

Wesentlicher Bezugspunkt blieben die Familien im Heimatland, aufgrund dessen die Reise überhaupt erst angetreten wurde. So war an eine Rückkehr ohne nachweislichen Erfolg nicht zu denken – ein Umstand, der noch mehr die Konzentration und Beschränkung auf die Arbeit zur Folge hatte. Je länger der Aufenthalt dauerte desto mehr veränderten sich ihre Perspektiven, die eigene Lebenssituation wurde komplexer und das Heimatland nur noch auf längeren Urlaubsreisen besucht. Ihre Situation wurde zu einer ständigen „Bewegung des Fremdseins und Fremdwerdens“ (Merz-Benz 2015, S. 104). Die Frage, ob zu bleiben oder in die Heimat zurückzukehren, wurde zunehmend schwieriger zu beantworten. In Deutschland fand dann bis Mitte der 1970er Jahre der Familiennachzug statt, sodass sich der Lebensmittelpunkt stärker ins Aufnahmeland verschob. Aus Perspektive der Gastarbeiter*innen zerbrach allmählich die Fiktion der Rückkehr. Aus Perspektive der Einheimischen zerbrach parallel die Illusion, dass alles unverändert bleibt, denn Menschen mit Migrationserfahrungen und -biographie waren da, blieben und ihre Kinder wurden hier groß und/oder geboren und erwachsen – in einer Gesellschaft, die ihren (Groß)Eltern ein ganzes Stück weit fremd blieb. Die Kinder und Kindeskinde beanspruchen nun selbstverständlich ihren Platz und wollen sichtbar sein. Deutlich wurde, dass sich die Gesellschaft insgesamt verändert und Entwicklungen unwiderruflich sind, was durchaus konflikthaft ist, weil es letztlich jede*n, Einheimische*n wie Zugewanderte*n zum Überdenken und Überprüfen der eigenen Selbstverständlichkeiten und Normalitäten zwingt. Wichtig ist dieser Hintergrund, weil er deutlich macht, welche Rahmenbedingungen und welche (Selbst)Verortungen die sogenannte zweite und dritte Generation vorgefunden hat.

(Im)Migration beinhaltet und ruft – jenseits aller Beteuerungen und Mantras – auf beiden Seiten (Einheimischen wie Zugewanderten) in allerster Linie ein Gefühl des Verlustes hervor: das Gefühl eine vertraute Welt zu verlieren. Jede Zu-/Einwanderung gestaltet sich dynamisch und konfliktreich, weil sie die Menschen einander aufzwingt und weil jede*r sich unweigerlich verändert und verändern muss. Das heißt: Jede Aufnahmegesellschaft durchläuft im Zuge von Zuwanderung einen Veränderungsprozess mit einer konfliktreichen Suche nach einem (veränderten) Modus des Zusammenlebens. Aber auch Zugewanderte können sich den Veränderungen nicht entziehen: Traditionen sind so nicht mehr aufrechtzuerhalten und sie bleiben nicht diejenigen, die sie einmal waren. Wandel geht per se mit Veränderungen, Unsicherheit, Reibung und Anpassungsproblemen einher (vgl. Scheffer 2012:90). Zudem haben sich Migration und Mobilität an sich

verändert, beschleunigt und sind ein globales Phänomen. So finden sich immer mehr Ausdifferenzierungen und unterschiedliche Kategorien: Teilzeitmigrant*innen, Grenzpendler*innen, geliehene Arbeitskräfte (Montage), Feminisierung (Stichwort: Pflege). Und auch die Herkunfts- und Zielländer (Strukturwandel) verändern sich (vgl. u.a. Abadan-Unat 2012). Die Frage ist, wie geht eine Gesellschaft (Bevölkerung, auch Politik, Intellektuelle, Medienöffentlichkeit etc.) damit um?

Erst mit zunehmender Zahl und längerem Aufenthalt war es dann möglich, entsprechende Läden zu eröffnen und Gewerbe anzusiedeln, was u.a. den Diskurs über Multikulturalismus hervorbrachte (siehe u.a. auch Hage 2009, der dies am Beispiel der libanesischen Einwander*innen in Australien aufzeigt). Manche Gastarbeiter*innen brachten kaum Berufs- oder sonstige Ausbildungen mit und wurden zunächst von der Industrie angeworben. Manche ihrer Kinder sind in deren Fußstapfen getreten, dann folgten Entlassungen. So fehlen kulturelle Kapitalien und Bildungsressourcen, die Arbeitslosigkeit wurde mitunter chronisch. Oder Eltern hatten über Jahrzehnte keine Möglichkeiten arbeiten zu gehen, da es ihnen qua Aufenthaltstitel versagt war und suchten sich Arbeit in 'Schattenwirtschaften' oder bauten solche auf. Erst mit der Schließung vieler Industrien und einer zunehmenden Arbeitslosigkeit und Verarmung, die sich teilweise auch in den untersuchten Quartieren zeigte, wurden sowohl Bewohner*innen als auch die Quartiere integrations- und sicherheitspolitisch verstärkt problematisiert und gerieten in den gesellschaftspolitischen Fokus.

1.2 Generations- und Bildungskonflikte

Die unterschiedlichen Gründe (z. B. Arbeitssuche oder Verfolgung/Flucht) und Wege der Migration haben entsprechende Auswirkungen und bedingen unterschiedliche aufenthaltsrechtliche Bestimmungen (von sogenannten Gastarbeiter*innen mit eingeschränkter Arbeitserlaubnis, über Geflüchtete, Geduldete, Staatenlose ohne jegliche Arbeitserlaubnis) und damit die jeweiligen Orientierungen, Interessen und Anknüpfungspunkte an die Aufnahmegesellschaft, die sich auch auf die nachfolgenden Generationen auswirk(t)en. Manche Menschen waren traumatisiert, manche besaßen nur ein Papier mit der Ausstellung „Geduldet“, mit dem sie weder arbeiten noch studieren durften. Damit waren sie in diesen Quartieren, teilweise noch nach 20 Jahren Aufenthalt in Deutschland, vom Erwerbsverbot betroffen, mussten dieses Verbot aber in irgendeiner Weise umgehen: „Also es hat sich ein Milieu gebildet, die Menschen mussten überleben, die mussten doch ein Dasein einrichten in irgendeiner Form“ (DaE1).

Generationskonflikte sind eingebettet in die jeweiligen persönlichen familiären Migrationsbiographien, die sowohl rechtlich als auch diskursiv von außen und „im Innern“ der Geschichte der Migration in Deutschland unterliegen. Bezüge innerhalb der Generationen von familiären Migrationsbiographien sind durch ihre unterschiedlichen gesell-

schaftlichen Kontexte in denen das Aufwachsen stattfindet häufig nur im schwer herzustellen, auch wenn das jeweilige Herkunftsland weiterhin eine Rolle spielt, zum einen über Urlaubsbesuche und als idealisierter Sehnsuchtsort des Herkunftslandes über Erzählungen der (Groß)Eltern, zum anderen aber vor allem auch durch Erfahrungen der Ausgrenzungen und Diskriminierung. So gab es beispielsweise, laut einer*in Mitarbeiter*in einer Sozialeinrichtung (DaE1) in der arabisch-palästinensischen Bevölkerung der ersten Generation sehr viel Nachdenken und auch viel Betroffenheit angesichts der negativen Entwicklung ihrer Kinder. Diese hätten die Welt nicht mehr verstanden. Ihre Kinder schmissen die Schulen und hätten eigentlich wenig Perspektiven.

„Das hat viele Menschen schockiert. Gerade in der palästinensischen Bevölkerung war ja bekannt, dass sie zu den vielleicht am meisten motiviertesten Gruppen gehörten, die man sich denken kann, in Bezug auf Abschlüsse, Bildungseifer, Migrationsbereitschaft. Also nicht mal nur im arabischen Maßstab, wenn man so die OECD-Studien anschaut. Das sind also lauter Widersprüche zu der sozialen Realität dieser Gruppe hier.“ (DaE1)

Angespielt wird hier auch auf die allgemeine Kategorie (arabische) Migrant*innen als ein „problematisiertes Kollektiv“ (vgl. Negal 2020:45), dessen Mitglieder pauschal mit ‚bildungsfern‘ gleichgesetzt werden. Obwohl es, gerade in den 1980er Jahren, aufgrund der restriktiven Aufenthaltsstatus vielen nicht möglich war in Deutschland zu studieren.

„Und ich habe mein Abitur geschafft und durfte nicht studieren ‘87, weil in meinem Pass stand – ich hatte ja keinen richtigen Pass [staatenlos, Anm.d.Verf.], sondern so eine Ausstellung ‚Geduldet‘, da war die Aufnahme eines Studiums nicht gestattet.“ (DaE1)

Ohne gesicherten Aufenthalt ist es auch heute schwierig bis unmöglich, trotz eines deutschen Schulabschlusses, einen Studien- oder Ausbildungsplatz zu finden (DaK4). Auch sei Mehrsprachigkeit kein Plus, wenn es um die Sprachen Türkisch oder Arabisch ginge, meinen mehrere Befragte (DaE1, DaK4). In den Grundschulen wird ein Unterricht in diesen Sprachen nicht angeboten, dabei seien diese Sprachkenntnisse durchaus eine Kompetenz auf dem Weltmarkt, auch ein kulturelles Kapital und eine Ressource positiver Identifikation, meint die*der Mitarbeiter*in einer Sozialeinrichtung (DaE1). Langsam würde das aber auch in der Jugendhilfe ankommen und auch Eltern würden inzwischen selbstbewusster entsprechenden Sprachunterricht einfordern (DaE1). Offenbar scheinen sowohl in der Eigen- als auch gesellschaftlichen Fremdwahrnehmung nur bestimmte Sprachen eine wertvolle Ressource darzustellen. Man kann hier durchaus weiter fragen, warum die Lebenssituation vieler Jugendlichen in den Quartieren nicht als interkulturelle Kompetenz gelesen und wertgeschätzt wird.

Obwohl in den vergangenen Jahren prominente Studien wie PISA und IGLU gezeigt haben, dass sich das deutsche Bildungssystem durch eine hohe soziale Selektivität auszeichnet und der Schulerfolg übermäßig vom zugeschriebenen sogenannten Migrationshintergrund der Schüler*innen und der Problematisierung ihrer sozio-ökonomischen Lebenssituation abhängt, wird Bildung als „neutrales Allheilmittel“ adressiert. Die solcherart kategorisierten Kinder und Jugendliche erhalten demnach bei gleichen schulischen Leistungen seltener eine Gymnasialempfehlung. Die Benachteiligung dieser Gruppen geht somit weiter in die zweite und dritte Generation und erschwert den Einstieg in den Arbeitsmarkt. Zudem sind hier auch qualifizierte Personen mit Berufsabschluss häufiger arbeitslos oder prekär beschäftigt. Angesichts der sich verschlechternden Bedingungen (z.B. im Bildungssystem oder Arbeitsmarkt), ist es vermeintlich insgesamt schwer(er) eine positive Lebensperspektive zu entwickeln.

Besorgt wird sich auch darüber geäußert, dass es (zu) viele Jugendliche in den Quartieren gibt, „die eben keine Ausbildung machen, die eben nicht die Chance haben, aus ihrem Leben was zu machen, weiß ich nicht, ordentliches Geld zu verdienen...“ (DbW1). Für gedankliche und konkrete Spielräume sind hier sicherlich ökonomische und insbesondere kulturelle Kapitalien, auch der Mut zu Visionen notwendig, die hier nicht vorhanden sind, so dass hinter den eigenen Möglichkeiten zurückgeblieben wird. Auch familiär gebe es teilweise wenig Anregungen, obwohl beispielsweise viele auch die erweiterte Familie im Ausland besuchten (DbK1).

Vielen Jugendlichen bereiten auch die Diskriminierungen Probleme, z. B. an der „falschen Adresse zu wohnen und den falschen Namen zu haben“, so ein*e Mitarbeiter*in einer Jugendhilfeeinrichtung (DaK4). „Für sie [die Jugendlichen] ist das auch so, dass die sagen: ‚Sobald in Bewerbungen der [entsprechende Straßename] draufsteht, haben wir verloren.‘“ (DaK4) Nie wirklich dazugehören, keinen Ausbildungsplatz, keinen Job zu bekommen und immer wieder „irgendwie nicht viel Wert zu sein“, schaffe Frustrationen und auch Aggressionen (DaK4). In Gesprächen versuchen beispielsweise die Mitarbeitenden einer Jugendeinrichtung vor Ort diese aufzufangen indem sie sagen:

„Und ihr könnt das ja auch schaffen. Vielleicht kein Arzt oder so, vielleicht was anderes oder Arzt oder was auch immer.’ Dieses Nicht-Dicht-Machen, das war es, ich bin hier unerwünscht und deswegen bin ich jetzt die ganze Zeit nur anti.“ (DaK4)

Manche Eltern kämen und würden um Hilfe bitten, weil sie es oft selbst vergeblich versucht haben, die Jugendlichen weiter zur Ausbildung oder zum Schulbesuch zu motivieren. Sie kämen nicht mehr an sie heran und würden von ihren Kindern mit „Lass mich in Ruhe“ abgewiesen. Auch bestünde hier teilweise ein gravierendes Problem hinsichtlich einer elterlichen Vorbildfunktion, häufig auch ein verschärfter Generationskonflikt vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Migrationsphasen:

„Wenn ein Vater oder eine Mutter zur Tochter sagt: ‚Du musst was für deine Zukunft machen, du musst das und das tun!‘ Und dann kommt so ein Spruch: ‚Guck dich doch mal an, du willst mir ein Vorbild sein? Du hängst selber zuhause und hast keinen Job!‘ Und das ist, glaub ich, das Schlimmste für die Eltern, weil du willst ja das Beste für dein Kind“ (DaZ1).

Laut Einschätzung eines in einem der Quartiere aufgewachsenen Kulturschaffenden (DaZ3) würde ein männlicher Jugendlicher auch keine Anerkennung erhalten, wenn er Erfolg in der Schule hat, sondern eher, „weil er gut Roller klauen kann“. Diese Dynamik gäbe es seit den 1980ern und würde bis heute gelten, nur habe es früher im Gegensatz zu heute unter den älteren Jugendlichen Vorbilder gegeben, die den jüngeren Grenzen aufgezeigt hätten, zum Teil hätten auch Musik oder Filme Orientierung gegeben. Zudem wäre es in nicht wenigen Fällen so, dass beide Eltern berufstätig sind und nicht nur von neun bis fünf Uhr arbeiten würden, „sondern von neun bis neun, neun bis zehn arbeiten, zwei Jobs haben und in manchen Fällen der Vater aus verschiedenen Gründen nicht präsent ist, entweder nicht da, im Knast, nicht in Deutschland“ (DaZ3). Daraus ergibt sich, laut seiner Beschreibung, ein Vakuum bezüglich verschiedener Autoritäten und so ergänzt der Mitarbeiter einer Sozialeinrichtung (DaE1): „Eltern, die keine Ruhe haben und ökonomisch nicht einigermaßen gut situiert sind, die haben noch weniger Chancen mit ihren Kindern mitzugehen oder sie zu fördern.“

„Ich würde sagen, arme Menschen, die nicht den Zugang zu Bildung hatten und egal, welcher Herkunft. Weil, ich habe in meiner Jugend, es gab mindestens so viele ungebildete Deutsche, arme Deutsche, mit denen wir abgehangen haben, die dann kriminell wurden, im Knast gelandet sind. Genauso viele wie es Türken oder Araber oder Jugoslawen gab. Also das war eher ein Problem der Armut“ (DaZ3).

Aber es gäbe auch eine Vielzahl derjenigen, die „sich berappelt haben“ und ihren Weg gehen, Abitur machen, studieren, eine Ausbildung machen, arbeiten, nur würde über sie zu wenig geredet, da sind sich Sozialarbeiter*innen und Mitarbeiter*in der Polizei einig (DaK4, DaP2). Zudem würden die Quartiere häufig viel schlechter dargestellt, als sie sind (ebd.), meist würden die Medien nur das wiederholen und berichten, was in das bestehende Bild passt (DaP2).

Drei Befragte mit Migrationserbe, die ein Studium abgeschlossen haben und heute beruflich erfolgreich sind, berichten unisono von Stigmatisierung und Diskriminierung im Schulsystem und im späteren Berufsleben (DaE1, DaB2, DaZ3). Es sei der ausländische Name, der schwerer wiege als jede Top-Leistung im Assessment Center, so beispielsweise DaZ3. Für Frauen und Mädchen ist es zudem das Kopftuch, das beruflichem Erfolg entgegensteht.

„Ich nenne sie ja bio-deutsche Gesellschaft, die hat immer noch nicht gerafft, dass es ein Einwanderungsland ist, dass es überhaupt nichts Merkwürdiges daran gibt, wenn ein junger türkischstämmiger Mann ein schickes Auto fährt oder wenn er im Anzug rumläuft. Der muss nicht gerade von einem Bewerbungsgespräch zurückkommen, das kann sein Job sein, der kann jeden Tag so aussehen.“ (DaZ3)

Offensichtlich ist es noch nicht angekommen, dass jede Aufnahmegesellschaft im Zuge von Zuwanderungen Veränderungsprozesse durchläuft, die einher gehen mit einer durchaus konfliktreichen Suche nach einem (veränderten) Modus des Zusammenlebens. Weder Einheimische noch Zugewanderte können sich diesen Veränderungen dauerhaft entziehen. Traditionen sind so auf beiden Seiten nicht mehr gänzlich aufrechtzuerhalten. Wandel geht per se mit Veränderungen, Unsicherheit, Reibung und Anpassungsproblemen einher (vgl. Scheffer 2012, S. 90).

In Erinnerung gerufen sei, dass derzeit in Deutschland bis zu 20% der Gesamtbevölkerung bereits einen Migrationshintergrund (MH) aufweisen – in manchen Städten und Stadtviertel mehr als 50%, bis Mitte des 21. Jh. werden es insgesamt 30% sein. Untersuchungen zeigen, dass in Schulen und Gegenden mit vielen Neu-Hinzugekommenen der kritische Punkt um 30% liegt, an dem sich die dort mehrheitlich bereits Lebenden nicht mehr als Mehrheit wahrnehmen.

Darüber hinaus verbleiben auch nicht alle in Deutschland über Generationen beheimatete oder als deutsch definierte Familien über Generationen an ein und demselben Ort und sind von familiären (Binnen-)Migrationsgeschichten geprägt. Flucht und Vertreibung nach dem Krieg, Arbeits-, Bildungs- oder Heiratsmobilität, aber auch Armutswanderung finden sich an der ein oder anderen Stelle auch in solch deutschen Familiengeschichten: „Es klingt banal: Wir sind alle immer wieder unterwegs, wandern ab oder zu. Aber wir machen uns diese Tatsache zu selten bewusst.“ (Schwager 2018).

Übungsaufgaben:

- 1) Wie kam der Zuzug von Migrant*innen historisch zustande und wie hat sich dieser in entsprechenden Quartieren gezeigt?
 - 2) Erläutern sie die Folgen und Auswirkungen der familiären Migration und des Ankommens in Deutschland auf die nachfolgenden Generationen, v.a. im Hinblick auf die Frage der Bildung.
 - 3) Wie sieht Ihre eigene Familiengeschichte aus? Wenn möglich, recherchieren Sie diese und erläutern sie anhand dessen die Folgen und Auswirkungen.
 - 4) Wie gestaltet sich auf Grundlage des Beschriebenen aller Voraussicht die Zukunft? Was wäre für ein gedeihliches Zusammenleben notwendig?
-

2. Segregation

Rund um die Migrationsthematik haben sich im Grundzug zwei spiegelbildliche und widerstreitende Begriffe herausgebildet, die die häufig auch aufgeladene Diskussion recht gut abbilden: Integration sowie Segregation bzw. Parallelgesellschaften. Ihnen soll im Nachfolgenden vertieft nachgegangen werden.

Segregation ist ein eher negativ aufgeladener Begriff, der Vorstellungen von benachteiligten Quartieren und Bilder von Parallelgesellschaften entlang von nationalen oder sogenannten ethnischen Zuschreibungen aufruft. Im Weiteren ist er verbunden mit Stichwörtern wie z.B. Multikulturalismus, Exil, Migration oder Integration. Segregation (wie auch die Begriffe Parallelgesellschaften oder auch Exil) rücken die Abgrenzung ins Zentrum und verkennen dadurch, dass es immer Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen mit der sie umgebenden Lebensrealität gibt – egal wie abgeschottet eine Gemeinschaft lebt.

Segregation bedeutet (im lateinischen von segregare) absondern, trennen und steht ursprünglich für Verfahren der Identifikation und der Unterscheidung. In sozialen Kontexten bezeichnet der Begriff Prozesse mit denen Personen, die einer Minderheit (religiös, ethnisch etc.) angehören, aus der Gemeinschaft ausgegrenzt werden. Laut Duden (veraltet: Ausscheidung, Trennung) bezeichnet der Begriff in der Soziologie die „Trennung von Personen(gruppen) mit gleichen sozialen (religiösen, ethnischen, schichtspezifischen u. a.), Merkmalen von Personen(gruppen) mit anderen Merkmalen, um Kontakte untereinander zu vermeiden“, d.h. „eine Absonderung einer Menschengruppe aus gesellschaftlichen, eigentumsrechtlichen oder räumlichen Gründen“ (<https://www.duden.de/rechtschreibung/Segregation>). Interessant ist hier, dass Segregation durch den Vollzug und seitens der Mehrheitsgesellschaft gedacht wird.

Aktuell werden üblicher Weise drei (inzwischen vier) Formen von Segregation unterschieden: demographisch (altersbezogene Trennungen), ethnisch (Trennung nach Herkunftsländern bis in die dritte oder vierte Generation) und sozial (Trennung von/nach sozialen Schichten – z.B. gated communities). Zudem werden inzwischen auch kulturelle Dimensionen unterschieden, die auf Wertvorstellungen und Konsummustern von Lebensstilen der Bevölkerung beruhen.

Der Bezugsrahmen zur Erfassung von Segregation beruht dabei meist auf quantitativen Daten, z.B. der Bevölkerungsstruktur, die räumlich aufgeteilt erfasst werden und mit denen sich dann Regelmäßigkeiten in Bezug zur räumlichen Verteilung aufzeigen lassen. Als Ursachen und sich wechselseitig beeinflussende Faktoren von Quartiersbildungen werden dabei häufig angeführt:

- Wohnpräferenzen von Haushalten je nach Lebenszyklus z.B. Studium, Familiengründung

- Wohnungsangebot
- Wohnungskosten
- Ausbildungsplätze
- regionale Wirtschaftsstruktur
- Bildung
- Nachbarschaft.

Um diese Regelhaftigkeiten in Bezug zur räumlichen Verteilung herzustellen, braucht es bestimmte definierte Maße und Maßeinheiten, die festgelegt werden müssen. Nachfolgende Fragen liegen dem zugrunde:

- Für welches Gebiet messe ich?
- Woran messe ich Segregation
- mit welchen Indikatoren?
- Ab wann / bei welchen Werten gilt es als segregiert?

Segregation wird zudem als Begriff auch im Zusammenhang mit dem Arbeitsmarkt verwendet und beschreibt hier die Wahl und Ausübung bestimmter Berufe, die vorwiegend von Menschen mit bestimmten Merkmalen erfolgen, z.B. Berufe in typischen Frauen- oder Männerdomänen: Geschlechtersegregation am Arbeitsmarkt oder Berufe, die vorwiegend von Migrant*innen ausgeübt werden.

Die Segregation nach ethnischen Merkmalen wurde ursprünglich am Beispiel nordamerikanischer Städte untersucht, die Maßeinheit ‚ethnischer Status‘ wurde hier üblicher Weise definiert durch:

- Staatsangehörigkeit,
- Geburtsland der Person,
- Zugehörigkeit zu einer Ethnie aufgrund von Sprache, Aussehen, Kleidung,
- soziale Distanz zwischen Mehrheit und Minderheit,
- Diskriminierungen und Vorurteile.

Dabei wird angenommen, dass Einstellungen und Verhaltensweisen u.a. beeinflusst werden von: Einkommen, Bildung, Aufenthaltsdauer und dem Zugang zum Wohnungsmarkt.

Der Begriff Segregation könnte erweitert und nicht nur territorial gefasst werden, sondern Definitionen über Lebensstile, Netzwerke, Religionen, Herkunftsländer etc. ermöglichen ohne gleich (oder bloß) an Territorien gebunden zu sein, sondern als wechselseitiger Prozess gedacht werden: in Bezug auf Zugewanderte und ‚Einheimische und ihre fortlaufende (gemeinsame) Geschichte, die sie zusammen (re)produzieren. Im Blick wäre hier die wechselhafte Geschichte: die Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen zwischen denen, die schon (länger) da sind/waren und den (mehr oder weniger Neu-)Hinzugekommenen.

2.1 Parallelgesellschaften

Im Zuge der Debatten um Integration und Segregation kam insbesondere in Deutschland der Begriff der Parallelgesellschaften und die Thematik deutscher Leitkultur auf. Werner Schiffauer (2011) hat hierbei drei Positionen ausgemacht und diese wie folgt beschrieben:

- **Scheitern der Integration**

Parallelgesellschaften, die sich zunehmend von der Mehrheitsgesellschaft abkoppeln, würden Einwandererviertel in Großstädten kennzeichnen. In ihnen gelten eigene Regeln: die des Islams und archaischer Stammeskulturen, orientiert am Wertesystem der Ehre. Dort herrschten patriarchale Verhältnisse (Wegsperrungen von Ehefrauen, Zwangsverheiratung von Mädchen, Erziehung der Jungen zu Machos), besonders problematisch: die islamischen Gemeinden. In den Moscheen entstünden islamische Welten, die die westliche Kultur und Gesellschaft ablehnen.

Kritik: einseitiger Fokus auf Kultur, Zementierung, Essentialisierung.

- **Alles nicht so problematisch**

Parallelgesellschaften seien ein Phänomen, das in jeder Einwanderergesellschaft auftrete, siehe Chinatowns in den USA oder Kanada. Solche Orte seien Anlaufstellen, Orte sozialer Solidarität und sozialen Rückhalts, nicht Phänomene des Ausstiegs, sondern vielmehr des Einstiegs in die Gesellschaft. Migrant*innen wären aufstiegsorientiert und leistungsbereit und in der Lage ist, einen wesentlichen Beitrag zur Wirtschaft zu leisten. Gesellschaftliche Pluralität sei eine entscheidende Wirtschaftsressource gerade in einer globalisierenden Weltwirtschaft (siehe Hochglanzbroschüren von Großstädten, die um Investoren werben oder auch der Verweis auf Toronto). Zudem: Wer das Scheitern der Integration verkünde, übersehe, dass sich Deutschland erst seit 1999 als Einwanderungsland verstanden habe.

Spätindustrielle Gesellschaften werden nicht mehr über Werte integriert, bei Integration könne nur in Bezug auf Teilsysteme wie Wirtschaft, Recht, Politik oder Schule gesprochen werden, nicht aber in Bezug auf die Gesellschaft als Ganzer (u.a. Nassehi 1997).

Zusammenfassend laut Schiffauer: „Wenn jemand eine Arbeit hat, seine Konflikte mit dem Nachbarn über den Rechtsweg austrägt, zur Wahl geht und seine Kinder zur Schule schickt – wo liegt dann noch ein Problem? In einer solchen Situation wird man genügend Kräfte der Einbindung entwickeln. In der Tat kann diese Position darauf verweisen, dass etwa die japanische Gemeinde in Düsseldorf nicht als Problem gesehen wird – auch wenn Zen-Buddhismus und Shintoismus nicht gerade eine große Aufklärungstradition hervorgebracht haben. Es könne zwar zu Exklusionserscheinungen kommen, etwa wenn die Nicht-Integration in ein Teilsystem (z.B. Wirtschaft) die

Nicht- Integration in andere Teilsysteme nach sich zieht und sich verfestigt – auch dann spiele Kultur aber ein sekundäre Rolle dabei“ (ebd.:12)

Kritik: wirtschaftsliberaler Fortschrittsoptimismus, blind gegenüber gesellschaftlichen Machtverhältnissen und Ausgrenzungsdiskursen, Übersehen von Diskriminierung.

- **Fokus auf Diskriminierungspraxen**

Dies beinhaltet die Kritik an Einseitigkeit und Selbstgerechtigkeit – als ob es keine Diskriminierung gäbe, z.B. auf dem Wohnungsmarkt oder durch Wegzug von deutschen Mittelschichten oder auf dem Arbeitsmarkt, d.h. ein gesellschaftlich bedingtes Phänomen würde kulturalisiert und entpolitisiert. Es bestünde die Gefahr der Verfestigung von Exklusion und zur Herausbildung einer Zweidrittelgesellschaft.

‚Kultur‘ wird in den Zusammenhang mit Macht gestellt. Bei der gesellschaftlichen Desintegration sei nicht die Kultur der Einwanderer das Problem, sondern der biologische, kulturelle oder institutionalisierte Rassismus der Mehrheitsgesellschaft. Nicht kulturelle Differenz an sich sei das Problem – sondern das, was aus ihr gemacht wird: das Anders-Sein, die Unterschiede würden essenzialisiert und hätten Ausgrenzung zur Folge. Migrantische Kultur wird hier als Gegen-, Oppositions- und Protestkultur gesehen – eine Form des Aufbaus von Gegenmacht (*empowerment*) über Solidarisierung.

Kritik: Verschieben der ganzen Verantwortung an der Misere auf die Mehrheitsgesellschaft, Nichtwahrnehmung von ‚ethnischem Mainstream‘, der problematisch sein kann.

Laut Schiffauer unterscheiden sich diese drei Positionen vor allem darin, „welche Rolle sie der ‚Kultur‘ oder dem ‚Wertekonsens‘ für gesellschaftliche Prozesse zumessen“ (ebd.: 10). Das fragt zum einen, wie diese ‚Kultur‘ beschaffen sein soll (hier bestehen grundlegende Differenzen über die Frage, welche Werte die Grundlage sein sollen) und zum anderen, wie wichtig ‚Kultur‘ für gesellschaftliche Integration gehalten wird. So wird gerungen um ‚deutsche Leitkultur‘, Leitkultur für Deutschland, Idee der europäischen Wertegemeinschaft, dem Bekenntnis zu den Menschenrechten oder zu den gewachsenen Traditionen, eines spezifischen ‚*way of doing things*‘, das den Einzelnen zum Teil eines Solidarverbands mache.

Definiert wird dabei weniger was ‚deutsch‘ ist. Es besteht vielmehr ein Konsens darüber, was es *nicht* ist: z.B. das Kopftuch oder auch repräsentative Moscheebauten. So ist es allerdings schwer anzugeben, was Muslimen, die sich zu den Prinzipien des Grundgesetzes bekennen, darüber hinaus abzuverlangen sei.

Notwendig wäre unter Umständen die Formulierung einer positiven Vision für den Umgang mit soziokultureller Differenz. Sie könne – als Vision und gute Grundlage für die

Herausbildung von gesellschaftlicher Solidarität – folgendermaßen aussehen: Ein herrschaftsfreies Miteinander von verschiedenen Lebens- und Kulturformen. Dies umfasst ein Plädoyer für eine Politik des gegenseitigen Respekts anstelle einer Politik der Toleranz. Ein Ziel wäre eine Kultur der Diversität, sie würde auch die Oppositionskulturen berücksichtigen, die sich – wie etwa eine türkische Schwulenkultur – gegen den ethnischen Mainstream richten.

2.2 Ruf der Quartiere – Zum Begriff ‚Ghetto‘

In manchen Städten wurde in den 1980er Jahren gar eine Zuzugsbegrenzung bzw. Zugangssperre in bestimmten Quartieren eingeführt. Dort „durften die Türken nicht mehr wohnen“, so erinnert sich beispielsweise ein Mitarbeiter einer Einrichtung (DaE1). Bei zunehmender Zuwanderung, so beschreibt er die damalige Argumentation, würden Bedrohungsgefühle in ‚gewissen Teilen‘ der Bevölkerung entstehen und diese würden dann wegziehen. Im Zuge dessen hätten viele Wohnungsbaugesellschaften, auch die Stadtverwaltungen versucht, den Zuzug zu regulieren, mit dem Ziel eine gewisse „Mischung“ zu erhalten. „Man wollte die Ghettoisierung verhindern“, so der Mitarbeiter (DaE1) und führt weiter aus, dass es jedoch genau dieser Zuzug war, der besagte Stadtteile, in die damals keiner mit ihrer maroden Altbausubstanz ziehen wollte, erhalten und somit gerettet hat, „man muss ja nicht viel lesen, um zu sagen, ein Glück, dass wir da waren“ (DaE1). Der Erhalt der Altbausubstanz und der Aufbau von vielfältigen Geschäften machen diese Viertel heute gerade deshalb so begehrt, auch wenn auf Dauer gerade diejenigen verdrängt werden, die es ermöglichten und ihm das Gesicht gaben.

Ein in einem der Quartiere großgewordener Bewohner (DaZ3) weist im Gespräch Darstellungen, die es (heute) als Ghetto bezeichnen, deutlich zurück. Zum einen seien es Zuschreibungen von außen, zum anderen wäre aber auch der angeeignete Begriff angelehnt an amerikanische Vorbilder Unsinn und bloße Performance.

„Dabei Ghetto, hallo, bitte, wo gibt es hier Ghetto?... Das amerikanische Ghetto – sprich, da fährt keine Polizei hin, da kann man nicht 200 Meter laufen, ohne angesprochen zu werden, schräg angesprochen zu werden von jemandem... Vom Ghetto zu sprechen, finde ich einfach ein bisschen überzogen und ich finde es falsch, als stolzer hier Wohnender, finde ich das falsch. Als jemand, der auch seinen Beitrag für die Quartierskultur leisten möchte, weil ich hier großgeworden bin und auch jetzt meine Kinder höchstwahrscheinlich hier großwerden, mein Neffe wird hier groß. Ein Bild von diesem Stadtteil zu porträtieren, wo Ausländer gegen die Polizei und verschiedene Nationalitäten zusammen gegen Deutsche sein sollen, das ist Quatsch.“ (DaZ3)

Die Bezeichnungen und Darstellungen des Quartiers, mit dem sich insbesondere dort aufgewachsene Bewohner*innen identifizieren und auf das man auch stolz ist, mit dem

sie zugleich aber auch von außen (eher negativ) identifiziert werden, ist hier offensichtlich ein Gegenstand fortwährender Verhandlung mit und gegen dominante Diskurse (Ronneberger/Tsianos 2009). In diesen hegemonialen⁶ Diskursen befinden sich die Quartiere selbst fortlaufend in einer Übergangskategorie, sie werden problematisiert und können jederzeit zum Problemviertel ‚aufsteigen‘. Die Diskurse von ‚Ghetto‘ (und auch ‚Parallelgesellschaften‘) können hier durchaus als verräumlichte Spielarten der Sicherheits- und Integrationsdebatte gelesen werden (Negal 2020; Ronneberger/Tsianos 2009; Yildiz 2009).

Allen Bewohner*innen ist mehr oder weniger bewusst, dass in städtischen und medialen Öffentlichkeiten ihr Quartier in bestimmten Kontexten immer wieder problematisiert (werden kann), dabei der Zusammenhang von Migration, Armut, Sicherheit und Kriminalität herangezogen und bedient wird. Die Bewohner*innen müssen sich dazu verhalten. Es beeinflusst zum einen den Kontakt mit ‚Nicht-Dort-Lebenden‘, die die entsprechenden Zuschreibungen vornehmen, hier wird sich mitunter durch Verschweigen oder Verleugnen entzogen. Dies sind Formen, um mit Stigmatisierungen umzugehen, die Goffman (1961) als einen interaktiven Prozess beschreibt, in dem vorhandene und zugeschriebene Eigenschaften von Menschen (und in diesem Fall bestimmten Quartieren) nicht nur als anders, sondern kollektiv als (norm)abweichend bezeichnet und abgewertet werden. Damit wird die Konzeption des Normalen geschaffen und sozial aufrechterhalten. Es legitimiert Bestehendes, bringe Merkmale von Minderwertigkeits- und Überlegenheitsgefühle hervor und verdecke die soziale Konstruktion beider Kategorien.

Auf der anderen Seite stellen die Quartiere auch eine Art ‚Heimat‘, ein Ort von ‚Gleichen unter Gleichen‘ dar. Hier entgehen Bewohner*innen einer häufig fortlaufenden Thematisierung ihrer (zugeschriebenen) „Andersartigkeit“, wie sie es z.B. auch im schulischen Umfeld erfahren. Hier können vielfältige Lebensentwürfe, z.B. mit und ohne Kopftuch, in selbstverständlicher Form nebeneinander bestehen. Das Leben im Viertel ist somit ‚Fluch und Segen‘ zugleich und beeinflusst neben biographischen Entwicklungen auch Bildungswege.

Das Material zeigt aus Perspektive der Bewohner*innen, dass diese zwar um den stigmatisierenden Ruf der Siedlung wissen, sich dagegen jedoch häufig verwehren bzw. sich nicht in einem „Problemviertel“ fühlen (CaE1). Vielfach wird bedauert, dass viele über den Wohnort urteilen, ohne Näheres über das dortige Leben zu wissen. Zu schnell würde vom „Ghetto“ gesprochen, dabei gäbe es gut funktionierende Nachbarschaften, sagt eine Anwohnerin im Gespräch. Es sei eher ein vielfältiger Ort, der Raum für ganz unterschiedliche Menschen bietet. Auch hochgebildete oder besserverdienende Menschen, die aber zum Beispiel eher muslimisch-traditionell leben wollen, würden eher im Quartier bleiben als in einen anderen Stadtteil ziehen (CaE1).

⁶ Die Frage der Hegemonie ist hier die Frage nach „einer Sichtweise, die andere Wahrnehmungsformen ausschließt oder marginalisiert“ (Ronneberger/Tsianos 2009:138).

Der stigmatisierende ‚Ruf‘ beeinflusst zum einen den Kontakt mit ‚Nicht-Dort-Lebenden‘. Sie nehmen die entsprechenden Zuschreibungen häufig vor, denen sich mitunter durch Verschweigen oder Verleugnen entzogen wird. Dies ist eine Form, mit Stigmatisierungen umzugehen. Diese und andere Formen beschreibt Goffman (1961) als einen interaktiven Prozess, in dem vorhandene und zugeschriebene Eigenschaften von Menschen (und in unserer Untersuchung auch von bestimmten Quartieren) nicht nur als anders, sondern allgemein als (norm)abweichend bezeichnet und abgewertet werden. Damit wird die Konzeption des Normalen geschaffen und sozial aufrechterhalten. Dies legitimiert Bestehendes, bringt Minderwertigkeits- und Überlegenheitsgefühle hervor und verdeckt die soziale Konstruktion von Kategorien.

Auf der anderen Seite stellen die Quartiere auch eine Art ‚Heimat‘ dar, einen Ort an dem die Bewohner*innen der fortlaufenden Thematisierung ihrer (zugeschriebenen) „Andersartigkeit“ entgehen, wie sie es z.B. auch im schulischen Umfeld erfahren. Hier können vielfältige Lebensentwürfe, z.B. mit und ohne Kopftuch, in selbstverständlicher Form nebeneinander bestehen. Das Leben im Viertel ist somit ‚Fluch und Segen‘ zugleich.

In manchen der Quartiere wurde auf der Ebene der Verwaltungen, meist für Stadtentwicklung und häufig im Verbund mit der Polizei, Quartiersmanagements eingeführt, was allerdings

„kein Qualitätsindikator [für das Viertel war]. Wenn es ein Gebiet damals wurde – das war deutlich, wenn man die sozialen Indikatoren sah, die wiederholten sich...: hohe Erwerbslosigkeit, hohe Kriminalitätsrate, hohe Belastung der Familien, also Mehrfachbelastungen, die Bildungsbiografien sehr brüchig“ (DaE1).

Auch wenn es anfangs Kritik gab, dass sich das Programm hauptsächlich auf räumlich-bauliche Veränderung konzentrierte, wurde damit dennoch deutlich, dass man politisch gegensteuern wollte. Viele Wohnungsbaugesellschaften, auch die Stadtverwaltungen versuch(t)en zu regulieren, um eine gewisse „Mischung“ zu erhalten oder auch wieder herzustellen. Diese sogenannte „soziale Mischung“ in Quartieren, womit eine Mischung unterschiedlicher Schichten bzw. Klassen, aber auch sogenannter ethnischer Herkünfte gemeint ist, avancierte zu einer „normativen Handlungsleitlinie der Quartiersentwicklung“ (Schnur et al. 2020, S. 1), an die sich viele Hoffnungen knüpfen. Beim „richtigen Mix im Quartier“ (ebd.) soll sich „soziale Stabilisierung, gelingende Integration, mehr Partizipation, geringere Fluktuation, weniger Devianz, mehr Kohäsion, höhere Wohnzufriedenheit und mehr Resilienz“ (ebd.) einstellen und dann am Ende auch die soziale Mobilität, also den individuellen gesellschaftlichen Aufstieg, erleichtern. Selbst das Baugesetzbuch hält in §1, Absatz 5, Satz 2 BauGB fest, dass „einseitige Bevölkerungsstrukturen“ generell zu vermeiden seien. Allerdings werden diese Leitlinien weder im Hinblick auf homogene, teilweise abgeschottete Viertel, in denen Menschen mit (sehr) gut ausgestatteten Ressourcen leben, thematisiert noch wird diskutiert, ob davon tatsächlich

eine „Wirkung“ ausgeht. In der Wissenschaft sind positive Effekte keineswegs eindeutig belegt.

„Dass in benachteiligten Quartieren, die gleichzeitig oftmals migrantisch geprägt sind, eine stärkere soziale Mischung grundsätzlich eine gute Lösung darstellt, darf jedenfalls aus wissenschaftlicher Perspektive bezweifelt werden. Mischen als unhinterfragte Norm und als Einzelstrategie könnte hier zu Konflikten führen oder zu einer Verdrängung, die Probleme nicht löst, sondern verlagert und neu territorialisiert.“ (Schnur 2020, S.9)

Eine Folge des sogenannten Mischens sei beispielsweise eine wachsende soziale Distanz zwischen den Anwohner*innen eines Quartiers, was die Entwicklung sozialer Beziehungen tendenziell eher erschwere. Demgegenüber ließe soziale Ähnlichkeit ein Quartier eher zu einem „sozial-lokalen Bezugsort“ werden. Bloße räumliche Nähe erzeugt demzufolge nicht automatisch soziale Nähe (Schnur et al. 2020, S.11 sowie Häußermann 2007, S. 237). Die Frage nach der Mischung muss demnach für und in den jeweiligen Vierteln diskutiert und gemeinsam ausgehandelt werden. Eine allumfassende Antwort für alle Quartiere kann es darauf nicht geben.

Die Bezeichnungen und Darstellungen der Quartiere, mit denen sich insbesondere dort aufgewachsene Bewohner*innen identifizieren und auf die man auch stolz ist, mit dem sie zugleich aber auch von außen (eher negativ) identifiziert werden, ist offensichtlich Gegenstand fortwährender Verhandlung mit und gegen dominante Diskurse (Ronneberger und Tsianos 2009). In diesen hegemonialen⁷ Diskursen befinden sich die Quartiere selbst fortlaufend in einer Übergangskategorie, sie sind und bleiben häufig auch stillschweigend problematisiert und können somit jederzeit zum Problemviertel ‚aufsteigen‘. Die Diskurse von ‚Ghetto‘ (und auch ‚Parallelgesellschaften‘) können hier durchaus als verräumlichte Spielarten sozialer Probleme sowie der Sicherheits- und Integrationsdebatte gelesen werden (Negal 2020; Ronneberger und Tsianos 2009; Yildiz 2009).

Übungsaufgabe:

1. Wie verhält sich der Begriff der Segregation zu dem des Ghettos und der skizzierten Ansätze zu den Parallelgesellschaften?
2. Diskutieren Sie die Bedeutung der Quartiersentwicklungen im Hinblick auf den Begriff des Ghettos.
3. Übertragen Sie den Begriff Ghetto auf ein Ihnen bekanntes Quartier, das einen solchen Ruf hat. Woraus speist sich dieser dort?

⁷ Die Frage der Hegemonie ist hier die Frage nach „einer Sichtweise, die andere Wahrnehmungsformen ausschließt oder marginalisiert“ (Ronneberger und Tsianos 2009, S. 138).

3. Integration

Ein zentrales Grundkonzept von Zuwanderung wurde in der Chicagoer Schule (z.B. von Robert Ezra Park) entwickelt und beschreibt Integration als einen Zyklus von Vermeidung über Konflikt zu Verständigung. Diese drei Phasen gelten mit ihrer Linearität und Zielsetzung („*melting pot*“) als überholt, sind jedoch als fortlaufende, (un)gleichzeitige Phasen, Übergänge und Rückgriffe von Vermeidung – Konflikt – Verständigung durchaus brauchbar. Die ursprüngliche, nicht haltbare lineare Idee (laut Chicagoer Schule) beinhaltete:

Die erste Generation (heute Großeltern) als neu Angekommene arbeitet hart, können sich aber nicht völlig anpassen (hier kann Migration auch krank machen: Heimweh, Angstzustände und Depressionen), die zweite Generation (meist noch im Herkunftsland geboren, aber in Deutschland aufgewachsen, heute Eltern) lernt die Sprache und integriert sich kulturell in das neue Land und die dritte Generation (Kinder bis jüngere Erwachsene) hat sich dann völlig angepasst. Die Erfahrungen zeigen allerdings:

- a) Niemand verschmilzt völlig. Es verändern sich durch die Wechselbeziehungen alle Seiten, es entstehen Wechselwirkungen, die Gesellschaft als Ganzes verändert sich.
- b) Die Generationenfolge und der jeweilige Bezug zum Herkunfts- und Aufnahme-land spielt weiterhin eine Rolle: die erste Generation ringt um das Bestehen des kulturellen Erbes, die zweite Generation liegt dazwischen, für die dritte Generation ist das Herkunftsland ein idealisierter Sehnsuchtsort über Erzählungen der Großeltern und Urlaubsbesuche.
- c) Zuschreibungen, Ausgrenzungen, Diskriminierung spielen eine Rolle.

Identität „ereignet“ sich in den praktischen Lebensvollzügen und Beziehungen, sie wird durch vielfältige Selbst- und Weltbezüge bestimmt, eine wichtige Bedeutung nimmt dabei das Verhältnis zur eigenen Vergangenheit ein (Denschlag 2017).

Die einfachste Integration ist die *strukturelle*, das Anpassen an Arbeitsbedingungen und das gemeinsame Arbeitsleben. Eine (eher) *gemeinschaftliche* Integration gestaltet sich weitaus schwieriger, da es hierbei um Wertesysteme geht. Die Frage nach dem sich „Worin integrieren“ muss sich demnach auch mit kulturellen Werten beschäftigen. Da es in Deutschland keinen Begriff einer eigenen Kultur gibt, gestaltet sich dies mehr als schwierig.

Die Frage der Identität wird häufig vereindeutigt in einem „entweder oder“ und selten als ein „sowohl als auch“ gedeutet (oder darüber hinaus): ich bin beides zugleich und beides auch nicht. Integration umfasst in ihren Grundzügen die soziale Verbundenheit, Chancengleichheit und Teilhabe. Kernfragen der Integration seitens der Eingewanderten sind demnach: Welche fairen Chancen bekomme ich, wie lebe ich, fühle ich mich

dazu gehörig, wie viel Geld habe ich zur Verfügung? Eine ernsthafte Integrationsdebatte würde zum Nachdenken darüber zwingen, was es bedeutet Bürger*in in Deutschland mit Rechten und Pflichten zu sein.

Integration wurde in Deutschland jedoch allen anderen Verlautbarungen von Ausgleich und Gerechtigkeit zum Trotz zu einem Defizitansatz und Problemdiskurs und zu einer national-pädagogischen und inzwischen auch sicherheitspolitischen Forderung. Dabei wird Integrationsbedarf ausschließlich bei Menschen aus bestimmten Ländern (des so genannten Südens) jenseits ihrer vorhandenen Bildung, Abschlüsse und Berufe gesehen. Mit diesem Zuschnitt bleibt der Zusammenhang von Einwanderung und Rechten weiterhin ausgeblendet. Integration verstanden als Chancengleichheit und Partizipation im Sinne sozialer, ökonomischer, politischer und kultureller Rechte auf Teilhabe und als gegenseitiger Prozess konnte sich weder diskursiv, politisch noch rechtlich durchsetzen. Dabei bestanden unzählige alltägliche Praktiken der Selbsteingliederung und Forderungen, die grundsätzliche Fragen des Lebens in der Migration betrafen, bereits in den 1950, 1960 und 1970 Jahren. Hier waren es Arbeitsmigrant*innen zunächst selbst, „die Integration im Sinne von Teilhabechancen und -rechte forderten“ (vgl. Bojadzijeve 2008; Seibert 2008).⁸ Zwar enthielten die Reform des Staatsangehörigkeitsrechts im Jahre 2000 und die Positionierung als Einwanderungsland durchaus das Versprechen, dass alle Bürger*innen dieses Landes, unabhängig von ihrer Herkunft gleiche Rechte haben werden, „Deutschsein sollte fortan vielfältig sein dürfen“ (Özdemir 2018), aber der vorherrschende Integrationsbegriff blieb weitgehend bestehen. Er definiert und fixiert die Aufnahmegesellschaft als eine Allgemeinheit und bestimmte Einwandernde als homogene Kollektive und legt ein (eher desintegrierendes) ‚Wir‘ und die ‚Anderen‘ zugrunde. Damit wird eine nicht-deutsche, kulturelle und nationale Herkunft kulturalistisch fortgeschrieben. Dieser Ansatz, der sich auch auf Menschen der zweiten, dritten und vierten Generation erstreckt, hat gesellschaftspolitisch immense Auswirkungen wie auch die Interviews zeigen. Sie erleben Diskriminierung und Rassismus im Gegensatz zu ihren Eltern von klein auf an und er schlägt ihnen in einer Sprache und einer Kultur entgegen, die die ihre ist und die sie als ihre betrachten, d.h. sie erfahren einen „anderen, einen äußerst verletzenden Rassismus“ (Hage 2009:79).

So reagieren sie auch anders auf gegen sie gerichtetes diskriminierendes und ausgrenzendes Verhalten und haben eine Sehnsucht und eine idealisierte Vorstellung von Zugehörigkeit ohne Diskriminierung. Sie erfahren Nichtanerkennung und auch negative Anerkennung – aber primär ist ihre Erfahrung die einer falschen Anrufung – was ganz of-

⁸ so z.B. durch selbstorganisierte Sprachkurse, der Forderung nach Bildungsangeboten, Inklusion ins deutsche Sozialsystem (z.B. Kindergeldkampagne 1973), in Arbeitskämpfen (z.B. Fordstreik in Köln und Frauenstreik bei Pierburg in Neuss 1973), politischer Teilhabe (kommunales Wahlrecht in den 1980er) oder der Suche und Forderung nach bezahlbarem Wohnraum (u.a. Kizilay 2020)

fensichtlich wesentlich dramatischer und komplizierter ist: Sie erkennen sich in der Anrufung⁹ wieder, wenn z.B. der Nationalstaat die Menschen als Bürger*innen anruft, um schließlich festzustellen, dass sie nicht gemeint sind. Ihre Frustration und auch Aggression resultiert aus einer Erfahrung der Zurückweisung. Das Konzept der Integration, was sie auffordert Teil zu werden, weist sie zugleich durch wie oben beschrieben fortlaufende kleine und größere Akte der Ausschließungen ab. Diese Erfahrung bringen Formen von Fragmentierung, ein Sich-Zusammenziehen oder des Zerspringens hervor, die einen eigenen Raum notwendig werden lassen. Offensichtlich besteht kein bereits existierender Platz seitens der Allgemeinheit für sie, den sie einnehmen könnten.

Weder die Konzepte von Assimilation, Multikultur noch Integration sind dafür geschaffen mit dem Drama dieser missverstandenen Anrufung umzugehen, damit bleiben diese Generationen außerhalb des Wirkungsbereichs einer solchen Politik, denn sie sehnen sich nicht nach Anerkennung ihrer vermeintlichen ‚Kultur‘, sie sind bereits in ihrer ‚Kultur‘ – sie sehnen sich nach Anerkennung ihrer längst vollzogenen Bürger*innenschaft und werden fortlaufend zurückgewiesen und ermüden zusehends. Stattdessen beginnen sie notwendigerweise eigene Räume herzustellen, sich jenseits der Angebote der Allgemeinheit umzusehen, Zwischenbereiche zu schaffen, in denen sie für sich sprech- und wirkungsfähig werden. Sie orientieren sich aneinander (Gangs), an Musikformen (Rap), oder an der Religion (Islam), um einen (Schutz)Raum zu bilden, in denen es ihnen möglich wird, ein existenzfähiges Selbstbild zu entwickeln ohne die permanente Gefahr Rassismen ausgesetzt zu sein. Rassismus bedeutet so gesehen in dem System der Anrufung keinen Platz zu finden. Dabei gälte es grundlegend ‚Kultur‘ als dynamisches Set alltäglicher Praktiken und Diskurse zu konzipieren, das weder Identitäten determiniert noch als primäre Kategorie dient, um soziale wie individuelle Probleme zu erklären. Sie entsteht erst im Prozess zwischen Menschen, in Aushandlungen und verändert sich fortlaufend.

Es bedarf offensichtlich einer differenzierteren Betrachtung, wofür der „Migrationshintergrund“ ein Platzhalter ist. Neben dem Ausgangspunkt einer familiären Migrationsgeschichte und im Weiteren den daran anknüpfenden Aufenthaltsstatus und die Rahmenbedingungen geht es vor allem um Diskriminierungen und Rassismus in der bundesdeutschen Gesellschaft, die aktuell Chancen und Möglichkeiten, Ein- und Ausschlüsse bestimmen.

⁹ Bezug genommen wird hier auf das Konzept der ideologischen Anrufung (Althusser: Ideologie und ideologische Staatsapparate, interpretative Modell von Lacan), danach verfügt eine Gesellschaft bereits über zugewiesene symbolische Strukturen, Positionen und Orte (z.B. Arbeiter, die eine Person ‚anrufen‘, auf das sie oder er den bereits existierenden Platz einnehmen), der Moment der Anrufung, da eine Person eine bestimmte Position besetzt, wird zu dem Moment, in dem er einen gesellschaftlichen Platz einnimmt/einnehmen kann und dem Leben dieser Person Sinn verleiht.

„Muss sich noch jemand der hier geboren ist, hier aufgewachsen ist, hier sich integrieren? Also dann wohin? Oder sollte die Integration nicht von der anderen Seite auch so gestartet werden, zu sagen, dass man nicht zehn Mal fragen muss, woher ich komme und ob ich wirklich deutsch bin. ‚Naja gut, meine Eltern sind seit 40 Jahren da, dann hast du wahrscheinlich was verpasst, wenn du in 40 Jahren nicht dazugelernt hast, dass hier auch Menschen da sind, die ein bisschen anders aussehen.‘“

fasst ein*e Sozialarbeiter*in (DaK4) treffend zusammen. Zu fragen ist hier vielmehr, ob es sich nicht eher sowohl um fehlende Kapitalien als auch fehlende bzw. verhinderte Zugänge zu ihrem Erwerb handelt.

Offensichtlich war die Politik bezüglich der Zu-/Einwanderung, die in Deutschland vom Gastarbeiter-, über Multikulti- und Integrations-Paradigmen pendelte, nicht so sehr in der Lage, diese Einwanderung zu fassen und angemessen darauf zu reagieren. Es wäre wohl sinnvoller, von fortwährenden sozialen und kulturellen (ausfransenden) Fragmentierungs- und Schließungsprozessen mit vielfältigen Unterschieden (wie es auch die Empirie zeigt) und von einer fundamentalen, gesellschaftlichen Heterogenität und Konflikthaftigkeit und -fähigkeit auszugehen – und dabei nicht nur auf ethnische und national kulturelle Unterschiede von Herkunftsfamilien zu rekurrieren, die es vermeintlich zu integrieren gilt. Denn es besteht eine Bandbreite von sozialen Unterschieden, von Szenen und Stilen, von Alters- und Schichtunterschieden, unterschiedlichen Lebensverläufen, Bildungsverläufe und Arbeitsfelder etc. Auch Lebensentwürfe über Ländern hinweg, d.h. transnationale Lebenskonstruktionen stellen einen anderen Modus der Selbsteingliederung in Gesellschaften dar: es sind geteilte, situative, thematisch wie auch strategisch variierende Zugehörigkeiten, Solidaritäten und Beheimatungen.

In der Haltung zur Differenz und Durchlässigkeit und zu grenzüberschreitenden Beziehungen scheinen heute auch die Spannungen und Polarisierungen in der Gesellschaft zu liegen. Diese werden entweder als Innovation, Bereicherung oder als „Verunreinigung“, Bedrohung wahrgenommen. Hier finden sich unter Zugewanderten und Einheimischen beide Gruppen wieder (vertikal) mit: a) Orientierung am Eigenen und Ablehnung des Anderen („Indigenisierung“) oder b) einer transnationalen, kosmopolitischen Orientierung („Hybridisierung“). Dem unterliegt ein fortlaufendes Muster des „*selfing and othering*“ (Baumann).

Ein Lösungsansatz wäre eine Politik der Diversität, die gemeinsame Interessen fördert genauso wie kulturelle Besonderheiten und partizipative Formen auf Augenhöhe entwickelt und bei der Gestaltung von beiden möglichst viele partizipieren lässt. Insofern kann hier durchaus im Hinblick auf die immer wieder bemühte Integrationsdebatte auch von einer „Fehl-Diagnose“ gesprochen werden. Wichtige Ansätze wären hier, Anerkennungspraxen in den Mittelpunkt zu stellen und Bildungsbereiche zu stärken, d. h. für

diese Quartiere Schulen mit bester Ausstattung und bestem Lehrpersonal bereitzustellen. Zudem ist bei allen Beteiligten, insbesondere seitens der dominierenden, eine fortlaufende Reflexion des eigenen Tuns notwendiger denn je, um Kategorien der Ethnizität zu hinterfragen, diese möglicherweise mal in den Ruhemodus und auf Stand-by zu stellen, d. h. Vorgehens- und Erklärungsweisen daran nicht zu orientieren („undoing“).

Auch ließe sich laut dem Osnabrücker Migrationsforscher Rass Zuwanderung in Deutschland durchaus als Erfolgsgeschichte lesen. Im Hinblick auf die Integration der Flüchtlinge seit 2015 hätten Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft in relativ kurzer Zeit Strukturen zur Unterbringung und Versorgung, zur Sprachvermittlung oder zur Integration in den Arbeitsmarkt aufgebaut. Dennoch würden Flucht und Zuwanderung nahezu ausschließlich mit Problemen und Konflikten assoziiert, obwohl die Wirtschaft wächst, die Arbeitslosenquote historisch niedrig ist und die Gesellschaft so sicher wie nie.

Übungsaufgabe:

- 1) Wie lässt sich das Konzept von Integration, auch in Abgrenzung zu Assimilation und Multikultur, beschreiben?
- 2) Wie gestaltet sich diese in der zweiten und dritten Generation?
- 3) Was beinhaltet die Fehldiagnose und was wäre stattdessen sinnvoll?

4. Effekte und Zuschreibungen

Bei den Diskriminierungen/Stigmatisierungen sind die Erfahrungen eines fortlaufenden, ermüdenden „Othering“¹⁰ zentral, d. h. die Markierung als die „ewig abgewerteten Anderen“ und vielfältige Erfahrungen mit Abwertungen und Ausgrenzung. Diese Diskriminierungen zeigen sich sowohl auf individueller Ebene, als auch auf strukturell gesamtgesellschaftlicher in einem fortlaufenden Verwiesen-Werden und -Sein. Es bestehen bis heute reelle Zugangsbarrieren zu materiellen, ökonomischen, kulturellen wie symbolischen Kapitalien. Dreh- und Angelpunkt ist die fehlende Anerkennung als selbstverständlicher Teil der hiesigen Gesellschaft. Diese Diskriminierungen und Stigmatisierungen haben vielfältige Auswirkungen und können sich sowohl als Potentiale als auch als Einschränkungen (zugleich) zeigen. In den Quartieren zeigten sich hier vor allem zwei Schwerpunkte in Bezug auf die Auswirkungen:

¹⁰ Othering ist ein Konzept, aktuell entstanden aus dem Kontext von postkolonialen Theorien, dass maßgeblich durch E. Said (1981: Orientalismus) und weiterführend u.a. durch H.K Bhabha (2000: Die Verortung der Kultur) und G.C. Spivak (2007: Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation) entwickelt wurde. Es beschreibt einen andauernden Akt der Grenzziehung, mit dem Menschen zu „den Anderen“ gemacht werden, in dem sie als abweichend und nicht zugehörig kategorisiert und abgewertet werden. Dieser Prozess geschieht innerhalb von Machtgefällen.

- Wendung hin zur Selbst-Ethnisierung
- Kreation und Behauptung eigener Räume.

Wichtigstes Thema und zentrales Anliegen sind demzufolge nicht Formen der (Des)Integration, sondern die fehlende Anerkennung als selbstverständlicher (Bestand)Teil innerhalb der hiesigen Gesellschaft und dementsprechend die Frage nach Formen der Partizipation.

Die in Deutschland auf(ge)wachsen(d)e Generationen mit einer, auch zugeschriebenen, familiären Migrationsbiographie rechnen sich zum einen der hiesigen allgemeinen Bevölkerung zu und sind zugleich fortlaufend mit allgemeinen Problemzuschreibungen als problematisiertes Kollektiv konfrontiert, mit denen sie umgehen müssen: die sie entweder/sowohl ablehnen, gegen die sich verwehren und von denen sie sich abgrenzen oder/als auch offensiv und aktiv selbst mit hervorbringen oder/und in eigensinniger Form in/mit der Auseinandersetzung mit dem Herkunftsland ihrer (Groß-)Eltern und ihrem Großwerden in Deutschland aktiv wenden. Ein Beispiel hierfür sind gut ausgebildete, kopftuchtragende Musliminnen, die zum einen gesellschaftlich anerkannte Ziele verfolgen und zum anderen ihren Glauben offen und selbstbewusst leben. Aufgewachsen in Deutschland wissen sie um die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Zustände. Sie nutzen dieses Wissen und gehen eigensinnig mit den Zuschreibungen der Allgemeinheit in Form einer Selbst-Ethnisierung oder auch Selbst-Islamisierung um, „mittels derer sie ihren eigenen Fremdheitsstatus kulturell so aufzuladen wissen, dass er zum Lebensstil und zur Anerkennungspolitik gerät. Sie wollen sich mittels Selbstislamisierung ja gerade nicht ausgrenzen, sondern integrieren, aber sie wollen dabei als „Andere“ sichtbar bleiben“ (Reuter und Warrach 2015, S. 182 f.). Der Prozess kann auch als eine Form des Stigma-Managements begriffen werden, das aktiv gewendet wird, denn sie sind jene Generation, die gelernt hat und lernen musste, die ihnen zugeschriebene Andersartigkeit, die bisher seitens der Allgemeinheit nicht aufgelöst wird, auch als Chance zu begreifen. So wählen sie bewusst Bestandteile der vermeintlichen „Herkunftsgesellschaft“ und der „Aufnahmegesellschaft“ aus, verschränken diese in neuer Weise, nutzen sie für ihre eigene Zwecke und schaffen sich einen eigenen Raum.

Eine aktive Wendung der Zuschreibungen in eine wie auch immer geartete (Selbst-)Ethnisierung kann demnach durchaus eine eigenständige und spezifische Form von Vergemeinschaftung, eine Ressource für Networking und kollektive Identitätsbildung sein, auch wenn dieser Strukturen sozialer Ungleichheit sowie Praktiken der politischen und rechtlichen Diskriminierung zu Grunde liegen. Die familiäre Migrationsbiographie stellt mit Ethnizität neben einem Bezugsrahmen auch die Möglichkeit einer eigensinnigen Selbstdefinition zur Verfügung, die sich gegen die Zumutung des nicht greifenden Integrationsparadigma, der fortlaufenden Markierung als „die Anderen“ und Angehörige ei-

nes problematisierten Kollektivs wendet. Diese Prozesse machen deutlich, dass sich Individualität und Identität in Auseinandersetzung mit heterogenen kulturellen Bezugssystemen ausbilden und nicht in einer Kultur.

Diese Prozesse der Ethnisierung sind somit ein Prozess, keine selbstverständlich gegebene soziale Tatsache, sondern ein sozialer Konstruktionsprozess, in denen der Glaube an eine gemeinsame Abstammung, Geschichte und Kultur entwickelt wird (vgl. Scherr 1999). Sie können als eine Reaktion auf Erfahrungen ökonomischer, politischer und rechtlicher Ungleichbehandlung sowie sozialräumlicher Segregation gelesen werden. Ein Nachweis für diese Behauptung stellt laut Pries (1999) auch die empirisch vielfältig belegbare Beobachtung dar, dass „Migranten im Ankunftsland eine ethnische Identität entwickeln, die nicht einfach die Kulturmuster der Herkunftsgesellschaft mechanisch reproduziert, sondern vor dem Hintergrund der Migrationserfahrungen gemeinschaftsstiftende symbolische Vorstellungen (re-)konstruiert“ (ebd., S. 71). So kann (Selbst-)Ethnisierung, gerade in diesen Zusammenhängen durchaus als Ressource begriffen werden (vgl. hierzu auch Scherr 2000).

In funktional differenzierten Gesellschaften, wie z.B. Deutschland besteht darüber hinaus kaum mehr ein strikt vorgegebenes ‚kulturelles‘ Selbstverständnis oder eine zwangsläufige Zuordnung zu sozialen Gruppen und Gemeinschaften. Der Alltag, die alltäglichen Praktiken finden dennoch in sozial und räumlich begrenzten Kontexten und in sozialen Netzwerken (Familie, Freundeskreise etc.) und Institutionen (Betriebe, Kirchen-/Moscheegemeinden, gewerkschaftliche Gruppen oder Fußballvereine u.a.) statt. Diese Formen von „Verankerungen“ bestehen demnach eher

„in lokalen Zusammenhängen und regionalen Milieus – Phänomene also, die das Bild umfassend flexibler, individualisierter und vereinzelter Individuen in der Weltgesellschaft in eigentümlicher Weise konterkarieren. Im Alltagsleben kommuniziert und kooperiert man, jenseits der Zusammenhänge formaler Organisationen, gewöhnlich mit denjenigen, die man kennt, deren Sprache man spricht und deren Erfahrungen einem verständlich sind“ (Scherr 2000, S. 400f.).

Damit bilden sich entsprechende Routinen und Gewohnheiten aus, die Entscheidungen und Orientierungen vereinfachen. Das Alltagsleben findet demnach innerhalb von „kleinen sozialen Lebenswelten“¹¹ und alltäglichen Netzwerken statt, die sich durchaus gegeneinander abgrenzen (können). Dies sei, darauf weist Scherr (2000) explizit in seiner Einleitung hin, kein Spezifikum von Einwanderer*innen oder sogenannten ethnischen Minderheiten. Gerade der „formale Charakter moderner Vergesellschaftung“ ermögli-

¹¹ „Den Begriff der „kleinen sozialen Lebenswelten“ schlagen Hitzler und Honer (1988, S. 497) vor, um auf die vielfältigen „Sinnprovinzen“ mit „je eigenen Relevanzen, Regeln und Routinen“ hinzuweisen, in und zwischen denen sich Individuen bewegen“ (zitiert nach Scherr 2000, S. 401).

che und veranlasse „vielmehr vielfältige Formen der Selbstverortung innerhalb partikularer Kontexte und Sinnwelten, in denen sich die konkrete Lebenspraxis notwendig vollzieht“ (ebd.) und gerade dies ermöglicht eigensinnige Selbstdefinitionen und das Kreieren und Gestalten eigener Räume.

Solche Gruppen, Gemeinschaften oder Netzwerke beziehen sich auf eine jeweils spezifische, gemeinsame Geschichte einhergehend mit gewissen kulturellen Ausprägungen, z.B. hinsichtlich Religiosität, Regionalität, Ethnie, Nationalität, Familiengeschichte, Geschlechtsidentität oder politischer Gesinnung. Damit werden Zugehörigkeiten eingegrenzt, geklärt und lebensweltliche Gewissheiten festgelegt. Es handelt sich dabei um „imaginäre Gemeinschaften“ ähnlich der Nation, die Gemeinschaften existierten in der Vorstellung derjenigen, die sich zusammengehörig fühlen, denn alle Mitglieder kennen einander nicht. Auch eine ethnische Selbst- und Fremdverortungen kann als ein Teil dessen gefasst werden.

Gezeigt hat sich, dass um die beschriebenen und nachvollzogenen sozial-räumlichen Problemlagen in den Quartieren gerungen wird, es diese, zugespitzt formuliert, aus einer Perspektive zu mindern oder zu verhindern gilt und aus anderer zu bewahren oder zu verteidigen. Sie können durchaus, wie auch von Negal (2020) formuliert, als „unerwünschte Zustände“ (ebd.:39 ff.), als soziale Probleme, die im Miteinander, d.h. in sozialen Situationen entstehen, begriffen werden.

Deutlich wurde zudem, dass im Laufe der Prozesse diese zum einen personifiziert und bestimmten Repräsentant*innen zugeschrieben werden, die im Weiteren einen Gruppenzuschnitt erfahren, zum anderen räumlich lokalisiert werden, Quartiere werden so zum Brennpunkt. Von diesen identifizierten und problematisierten Gruppen und Räumen scheint dann das Problem und die Gefahr auszugehen. So rückt das Soziale am Problem aus dem Blickfeld und es lassen sich zum einen vermeintlich eindeutig Orte und Individuen, Täter*innen identifizieren, zum anderen die problematisierten Benannten als soziale Gruppe¹² bestimmen, z.B. durch ethnische oder milieuspezifische Aspekte. Hier zeigt sich, dass sich insbesondere mit der medialen, dramatisierenden und Vorfälle skandalisierenden Berichterstattung (Negal 2020: 42), die problematisierten Abweichungen Einzelner erst kategorial zu einer sozialen (Problem)Gruppe verdichten. Das abweichende Verhalten erscheint dann in einem gewissen Ausmaß organisiert und lokal gebunden, ein Gruppenphänomen wird nahegelegt, eine Drohkulisse und Bedrohungen bauen sich auf. Notwendig erscheint dies, da Vorfälle, die gegen gesellschaftlich dominierende Werte verstoßen oder abweichendes Verhalten Einzelner, so lange als relativ

¹² im Sinne einer sozialen Mitgliedschaft (Hirschauer 2017) und einer eher fremd zugeschriebenen kategorialen Zugehörigkeit: „Die dieser Kategorie Zugehörigen werden zu einer vermeintlichen Handlungsgruppe, indem eine kategorisierende Bezeichnung im Umlauf ist, die eine soziale Einheit annimmt oder vielmehr setzt“ (Negal 2020:44)

unproblematisch gelten, solange diese nicht in einem wie auch immer gearteten Übermaß vonstatten gehen. Von diesen durch die betroffene Allgemeinheit solcherart markierten Problemgruppen, z.B. männliche Jugendliche mit sogenanntem Migrationshintergrund oder Muslime und Problemquartieren kann sich die betroffene Allgemeinheit dann wiederum abgrenzen und auf diese verweisen. Aber auch Zugehörige und Vertreter*innen des damit problematisierten Kollektivs und Quartiers grenzen sich fortlaufend ab und versuchen, diese Problemzuschreibungen von sich und ihrem Wohnort fernzuhalten und ihre Position als Teil der Allgemeinheit zu unterstreichen. Es sind fragile Kategorien im Übergang zwischen problematisierten Gruppen und Allgemeinheit. Zudem fordern Beide, sowohl die Allgemeinheit als auch das problematisierte Kollektiv eine Bearbeitung der problematisierten Gruppen und Orte durch entsprechende Institutionen. Dies sollen soziale, städtebauliche und kontrollierende Instanzen bearbeiten, womit sich eine Verschränkung von sozialen Problemen und sozialer Kontrolle vollzieht. In der Bearbeitung wird gemeinsam die Herstellung von Problematisierten vollzogen, was dringend einer Perspektivenerweiterung um die Allgemeinheit bedarf, denn „alle Beteiligte setzen hier Zugehörigkeiten in Szene und schreiben sie anderen zu“ (ebd.).

Übungsaufgabe:

- 1) Erläutern sie das Konzept des „Othering“ im Kontext der Migrationsgeschichte, insbesondere der zweiten und dritten Generation.
- 2) Welche Folgen und Auswirkungen bringt dies hervor?
- 3) Wie lassen sich die Prozesse der Selbst-Ethnisierung beschreiben?

5. Ausblick

Das Paradigma der westdeutschen Zu-/Einwanderung pendelte vom Gastarbeiter über Multikulti zur Integration, offensichtlich war die Politik damit nicht ausreichend in der Lage, diese Einwanderung zu fassen und angemessen darauf zu regieren. Es wäre zielführender, nicht nur auf ethnische und national kulturelle Unterschiede von Herkunftsfamilien zu rekurrieren, die es vermeintlich zu integrieren gilt, sondern von einer fundamentalen, gesellschaftlichen Heterogenität und Konflikthaftigkeit bzw. -fähigkeit auszugehen, d.h. von fortwährenden sozialen und kulturellen (ausfransenden) Fragmentierungs- und Schließungsprozessen mit vielfältigen Unterschieden (wie es auch die Empirie zeigt). Denn es besteht eine Bandbreite von sozialen Unterschieden, von Szenen und Stilen, von Alters- und Schichtunterschieden, unterschiedlichen Lebens- und Bildungs-

verläufen und Arbeitsfeldern etc. Auch Lebensentwürfe über Länder hinweg, d.h. transnationale Lebenskonstruktionen stellen einen anderen Modus der Selbsteingliederung in Gesellschaften dar: es sind geteilte, situative, thematisch wie auch strategisch variierende Zugehörigkeiten, Solidaritäten und Beheimatungen.

So ist es dringend geboten, partizipative Formen auf Augenhöhe zu entwickeln und bestehende weiterzuentwickeln. Insofern kann hier durchaus im Hinblick auf die immer wieder bemühte Integrationsdebatte auch von einer „Fehl-Diagnose“ gesprochen werden. Wichtige Ansätze wären hier, Anerkennungspraxen in den Mittelpunkt zu stellen und Bildungsbereiche zu stärken, d. h. für diese Quartiere Schulen mit bester Ausstattung und bestem Lehrpersonal bereitzustellen. Zudem ist bei allen Beteiligten, insbesondere seitens der Wirkmächtigeren und mit Kapitalien besser Ausgestatteten, eine fortlaufende Reflexion des eigenen Tuns notwendiger denn je, um Kategorien der Ethnizität zu hinterfragen, diese möglicherweise mal in den Ruhemodus und auf Stand-by zu stellen, d. h. Vorgehens- und Erklärungsweisen daran nicht zu orientieren („undoing“).

Gezeigt hat sich, dass um die beschriebenen sozial-räumlichen Problemlagen in den Quartieren gerungen wird, weil es diese aus einer Perspektive zu mindern oder zu verhindern gilt und aus einer anderen zu bewahren oder zu verteidigen. Sie können durchaus, wie auch von Negal formuliert, als „unerwünschte Zustände“ (2020, S. 39 ff.) begriffen werden, als soziale Probleme, die im Miteinander in sozialen Situationen und unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen entstehen. Es dürfte deutlich geworden sein, dass im Laufe einer zunehmenden Störung und möglichen Bedrohung der von der allgemeinen Bewohnerschaft und Bevölkerung geteilten Ordnung, diese Störungen bestimmten Repräsentant*innen und sozialen Gruppen mehr oder weniger pauschalisierend zugeschrieben (vgl. im Weiteren Negal 2020) und räumlich lokalisiert werden. Quartiere werden damit zu sogenannten sozialen Brennpunkten. Von diesen identifizierten und problematisierten Gruppen und Räumen scheint dann das Problem und die Gefahr auszugehen, die es zu bearbeiten gilt. Aus dem Blickfeld rücken dabei die aktuelle Situation oder die gesellschaftlichen Bedingungen. So lassen sich zum einen vermeintlich eindeutig Individuen, Täter*innen sowie städtische Orte identifizieren und zum anderen die Problematisierten als soziale Gruppe¹³, als Problemgruppe bestimmen, z.B. durch ethnische, geschlechts- oder quartiersspezifische Aspekte. Deutlich zeigt sich, dass sich insbesondere mit der medialen, dramatisierenden und Vorfälle skandalisierenden Berichterstattung (Negal 2020, S. 42), die problematisierten Abweichungen Einzelner erst kategorial zu einer sozialen (Problem-) Gruppe verdichten, die im städtischen Kontext in bestimmten Quartieren verortet werden. Damit erscheint das abweichende

¹³ Im Sinne einer sozialen Mitgliedschaft (Hirschauer 2017) und einer eher fremd zugeschriebenen kategorialen Zugehörigkeit: „Die dieser Kategorie Zugehörigen werden zu einer vermeintlichen Handlungsgruppe, indem eine kategorisierende Bezeichnung im Umlauf ist, die eine soziale Einheit annimmt oder vielmehr setzt.“ (Negal 2020, S. 44)

Verhalten in einem gewissen Ausmaß sowohl organisiert als auch lokal gebunden. Es müssen Gruppenphänomene angenommen und gesellschaftliche Bedrohungen bzw. „Bedrohungen für eine allgemeine Bevölkerung“ imaginiert werden, denn einzelne Vorfälle, die gegen gesellschaftlich dominierende Werte verstoßen oder abweichendes Verhalten Einzelner, gelten als relativ unproblematisch. Sobald sich diese Phänomene jedoch häufen, kann die Allgemeinheit auf solcherart markierte Problemgruppen, z.B. Drogenhändler und -konsument*innen oder kriminelle Jugendliche in Problemquartieren verweisen und sich von diesen abgrenzen.

Aber auch Zugehörige und Vertreter*innen des damit problematisierten Kollektivs, z.B. männliche Jugendliche mit sogenanntem Migrationshintergrund, sowie Bewohner*innen des problematisierten Quartiers grenzen sich fortlaufend ab und versuchen, diese Problemzuschreibungen von sich und ihrem Wohnort fernzuhalten und ihre Position als Teil der Allgemeinheit zu unterstreichen. Problematisierte Kollektive sind fragile Kategorien im Übergang zwischen Problemgruppen und Allgemeinheit (siehe hierzu Negal 2020 und vergleichend die Ausführungen von Flothmann 2021 mittels der Etablierten-Außenseiter Figuration von Elias). Zudem fordern Beide, sowohl Vertreter*innen der Allgemeinheit als auch des problematisierten Kollektivs eine Bearbeitung der identifizierten Problemgruppen und Orte durch entsprechende Institutionen. Soziale, städtebauliche und kontrollierende Instanzen sollen dies vornehmen, womit sich eine Verschränkung von sozialen Problemen und sozialer Kontrolle vollzieht. In der Abarbeitung wird von allen Beteiligten gemeinsam die Herstellung von Problematisierten vollzogen, was dringend einer Perspektivenerweiterung um die Allgemeinheit bedarf, denn „alle Beteiligte setzen hier Zugehörigkeiten in Szene und schreiben sie anderen zu“ (ebd.). Diese Beteiligungs- und Herstellungsprozesse gelte es immer wieder zu reflektieren und Handlungspraxen auf den Prüfstand zu stellen.

Übungsaufgaben:

- 1) „Das, was wir vor Ort erleben, hat seinen Kern oft ganz woanders.“ (Bourdieu 1997: 159) Wie lässt sich dieses Zitat mit den vorigen Ausführungen kontextualisieren?
 - 2) Erläutern sie die Prozesse der unterschiedlichen Problematisierungen anhand des Konzepts von Negal.
 - 3) Überlegen Sie, welche partizipativen Formate in Frage kämen, um die Bedürfnisse der diversen Gruppen sprechfähig zu machen.
-

Literaturverzeichnis

- Abadan-Unat, N. (2012): Migration ohne Ende: Vom Gastarbeiter zum Eurotürken. In: Charim, I. & Auer Borea, G. (Hrsg.): Lebensmodell Diaspora. Über moderne Nomaden. Bielefeld: transcript, S. 105-112.
- Bhabha, H. K. (2000): Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenburg.
- Berchem, D. J. (2011): Wanderer zwischen den Kulturen. Ethnizität deutscher Migranten in Australien zwischen Hybridität, Transkulturation und Identitätskohäsion
- Bingül, B. (2012): Gekommen um zu bleiben. Das Ende der Opferrolle. In: Charim, Isolde / Auer Borea, Gertraud (Hrsg.): Lebensmodell Diaspora. Über moderne Nomaden. S. 123-132
- Böhnisch, L. (2003): Pädagogische Soziologie. Eine Einführung. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Weinheim und München: Juventa.
- Bojadžijev, M. (2008): Die windige Internationale. Rassismus und die Kämpfe der Migration. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bourdieu, P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In R. Kreckel (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt Sonderband 2) Göttingen: Schwartz. S. 183–198.
- Bourdieu, P. & Wacquant, L. (2000): Schöne neue Begriffswelt. In: Le monde diplomatique. Mai, 2000 (www.taz.de/tpl/2000/05)
- Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.) (2018): Datenreport 2018. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Bonn: bpb.
- Charim, Isolde (2012): Einleitung. In: Charim, Isolde / Auer Borea, Gertraud (Hrsg.): Lebensmodell Diaspora. Über moderne Nomaden. S11-18
- Charim, Isolde / Auer Borea, Gertraud (Hrsg./2012): Lebensmodell Diaspora. Über moderne Nomaden. S. 113-122
- Denschlag, Felix (2017): Vergangenheitsverhältnisse. Ein Korrektiv zum Paradigma des »kollektiven Gedächtnisses« mittels Walter Benjamins Erfahrungstheorie
- Elias, N. & Scotson, J. L. (1993): Etablierte und Außenseiter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Flothmann, D. (2021): Vulnerabilität und Stigmatisierung von Rom*nja und die Bedeutung der Figurations-Aushandlungen im Quartier. „Wo kein Kläger, da kein Richter. Und unsere Familien klagen nicht.“ In: Frevel, B. (Hrsg.): Migration und Sicherheit in der Stadt. Sozial-, geistes- und rechtswissenschaftliche Analysen zu migrantisch geprägten Großstadtquartieren. Münster: Aschendorff, S. 79-94)
- Frevel, B. & Howe, C. (2020): Vulnerabilität in migrantisch geprägten Quartieren – Forschungsprojekt „Migration und Sicherheit in der Stadt – migsst“. In: Groß, H. & Schmidt, P. (Hrsg.): Empirische Polizeiforschung XXIII – Polizei und Migration. Frankfurt am Main: Verlag für Polizeiwissenschaft, S. 67-89.
- Goffman, E. (2010): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Hage, G. (2009): Der unregierbare Muslim. Jenseits der Bipolarität von Multikultur und Assimilation. In: Hess, S., Binder, J. & Moser, J. (Hrsg.): *nointegration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa* Bielefeld: transcript. S. 73-90.
- Häußermann, H. (2007): Effekte der Segregation. In: vhw Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e. V. (Hrsg.): *Forum Wohneigentum* (5). S.234–240.
- Hess, S. & Moser, J. (2009): Jenseits der Integration. Kulturwissenschaftliche Betrachtungen einer Debatte. In: Hess, S., Binder, J. & Moser, J. (Hrsg. / 2009): *nointegration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa*. Bielefeld: transcript, S. 11-25.
- Hirschauer, S. (2017): *Undoing Differences: Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist: Verlbrück Wissenschaft.
- Hüttermann, J. (2018): *Figurationsprozesse der Einwanderungsgesellschaft. Zum Wandel der Beziehungen zwischen Alteingesessenen und Migranten in deutschen Städten*. Bielefeld: transcript.
- Kizilay, E. (2020): Migration und Arbeitskämpfe. Ein Blick zurück in die Zeit der «Gastarbeiter*innen» und ihre Kämpfe in der BRD der 1970er Jahre. URL: <https://www.rosalux.de/publikation/id/42811/migration-und-arbeitskaempfe> (Lesedatum: 12.07.2021)
- Lingl, W. (2017): *Der Familiennachzug in die Bundesrepublik Deutschland. Eine sozioethische Untersuchung aus migrationssoziologischer Perspektive*. Wiesbaden: Springer VS.
- Merz-Benz, P.-U. (2015): Paul Siu's „Gastarbeiter“. Ein Leben zwischen „symbiotischer Segregation“ und „sozialer Isolation“. In: Reuter, J. & Mecheril, P. (Hrsg.): *Schlüsselwerke der Migrationsforschung. Interkulturelle Studien*. Wiesbaden: Springer VS, S. 98-113.
- Merz-Benz, P.-U. & Wagner, G. (Hrsg.). (2002): *Der Fremde als sozialer Typus. Klassische soziologische Texte zu einem aktuellen Phänomen*. Konstanz: utb.
- Negnal, D. (2020): *Gefährliche Gruppen. Zur Personifizierung soziale Probleme*. In: <https://doi.org/10.1007/s41059-020-00075-w>. Springer Verlag.
- Pries, L. (1998): *Transnationale soziale Räume*. In: Beck, U. (Hrsg.): *Perspektiven der Weltgesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 55-86.
- Reinhardt, K (2020): *Zum Begriff der „Clankriminalität“ – Eine kritische Einschätzung*. Working Paper. BMBF Projekt migsst, URL: https://migsst.de/onewebmedia/migsst%20WP_6%20Zum%20Begriff%20der%20%27Clankriminalität%27.pdf (Lesedatum 12.07.2021).
- Reuter, J. & Warrach, N. (2015): *Die Fremdheit der Migrant_innen. Migrationssoziologische Perspektiven im Anschluss an Georg Simmels und Alfred Schütz' Analysen des Fremdseins*. In: Reuter, J. & Mecheril, P. (Hrsg. / 2015): *Schlüsselwerke der Migrationsforschung. Pionierstudien und Referenztheorien*. Wiesbaden: Springer VS. S. 169 – 189.
- Reuter, J. & Mecheril, P. (Hrsg.) (2015): *Schlüsselwerke der Migrationsforschung. Pionierstudien und Referenztheorien*. Wiesbaden: Springer VS.
- Ronneberger, K. & Tsianos, V. (2009): *Panische Räume. Das Ghetto und die „Parallelgesellschaft“*. In: Hess, S., Binder, J. & Moser, J. (Hrsg.): *nointegration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa* (S. 137-152). Bielefeld: transcript.

- Said, E. W. (1981 [1978]): Orientalismus. Frankfurt am Main/Berlin/Wien: S. Fischer.
- Scheffer, P. (2012): Die offene Gesellschaft und ihre Einwanderer. In: Charim, I. & Auer Borea, G. (Hrsg.): Lebensmodell Diaspora. Über moderne Nomaden. Bielefeld: reranscript, S. 85-94.
- Scheffer, T.; Howe, C.; Kiefer, E.; Negal, D. & Porsché, P. (2017): Polizeilicher Kommunitarismus. Praxisformen kriminalpräventiver Polizeiarbeit, Frankfurt am Main: Campus
- Schnee, R. Migration im Gemeindebau. In: Charim, Isolde / Auer Borea, Gertraud (Hrsg./2012): Lebensmodell Diaspora. Über moderne Nomaden. S. 143-153
- Scherr, A. (2000): Ethnisierung als Ressource und Praxis. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, Heft 120, 30. Jg., Nr.3. S. 399-414
- Schiffauer, Werner (2., unveränderte Auflage 2011): Parallelgesellschaften. Wie viel Wertekonsequenz braucht unsere Gesellschaft? Für eine kluge Politik der Differenz
- Schnur, O., Krüger, K. & Reh, C. (2020): Quartierseffekte und soziale Mischung. Ein Faktencheck aus wissenschaftlicher Perspektive. In: vhw Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e. V. (Hrsg.): werkSTADT, Nummer 48, Oktober 2020.
- Schwager, M. (2018): Integration der Flüchtlinge ist ein Erfolg. In: Artikel im migazin am 1. Februar 2018: <http://www.migazin.de/2018/02/01/migrationsforscher-integration-der-fluechtlinge-ist-ein-erfolg/>
- Siu, P.C.P. (2002 [1952/53]): Der Gastarbeiter. In: Merz-Benz, P.-U. & Wagner, G. (Hrsg.): Der Fremde als sozialer Typus. Konstanz: utb, S. 111-137.
- Strasser, S. (2012): Bewegte Zugehörigkeiten. In: Charim, Isolde / Auer Borea, Gertraud (Hrsg.): Lebensmodell Diaspora. Über moderne Nomaden. S. 133-142
- Spivak, G. C. (2007): Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Wien: Turia + Kant.
- Terkessidis, M. (2010): Interkultur. Die Herausforderungen der Einwanderungsgesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp.
- Tietze, N. (2006): Ausgrenzung als Erfahrung. Islamisierung des Selbst als Sinnkonstruktion in der Prekarität. In: Bude, H. & Willisch, A. (Hrsg.): Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige. Hamburg: Hamburger Edition, S. 147-173.
- Yildiz, E. (2009): Was heißt hier Parallelgesellschaft? Von der hegemonialen Normalität zu den Niederungen des Alltags. In: Hess, S., Binder, J. & Moser, J. (Hrsg.): nointegration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa. Bielefeld: transcript, S. 153-167.